Hamburg • 13. Jahrg. 2. Vj. 1958 • • Nr. 11 • 50 Pf



Kristall

Illustrierte für Unterhaltung und neues Wissen

13. Jahrgang · Heft 11

In dieser Ausgabe:



Zu unserem Titelbild:

Über ihm der Himmel, unter ihm das Schiff, ringsum die See: ganz oben am Vortopp hält er sich fest und beobachtet den Horizont. Wird eine Rauchwolke auftauchen, wird ein fetter Frachter den Kurs seines Schiffes, eines deutschen Hilfskreuzers, kreuzen? Unser Zeichner Richter-Johnsen hat die Spannung des Jägers in das Gesicht dieses Mannes gelegt. Denn es ist Krieg. Und deswegen wird die Stille der weiten See oft von Schüssen zerrissen, und die Qualmwolken sinkender Schiffe steigen als letzte Zeichen der Opfer in den blauen Horizont.

Textredaktion: Dr. Ursula Menck, Carola Heldt, Erhard Evers, Dr. Ingeborg Esterer, Dr. Erwin Lausch.
Leiter der Textredaktion: Dr. Paul Hühnerfeld.
Bildredaktion: Christa Martens, Karin Ehlermann, Dieter Einicke.
Leiter der Bildredaktion: Walter Hennig.
Künstlerischer Berater: Karl Gröning jr.
Chef vom Dienst: Lisse Merlin.
Anzeigenleiter: Gudrun Vierow.
Verlagsleiter: Ernst Naumann.

Redaktion: Hamburg 36, Kaiser-Wilhelm-Straße 6, Telefon: 24 81 81, Fernschreiber: 02 11898. Telegramme: Redaktkristall. In Österreich für Herausgabe verantwortlich: Hans G. Kramer, Wien I., Freyung 6. Für unverlangt eingesandte Beiträge keine Haftung.

Druck und Verlag: Hammerich & Lesser Verlag GmbH., Hamburg 36, Kaiser-Wilhelm-Straße 6. Tel. 24 81 81. Anzeigenpreisliste Nr. 13.

KRISTALL erscheint 14täglich dienstags und kostet im Einzelhandel 60 Pfennig, bei Lieferung ins Haus zuzüglich ortsüblicher Zustellgebühr; Postbezug monatlich DM 1,29 zuzüglich 6 Pfennig Zustellgebühr. In Lesezirkeln darf KRISTALL nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Verlages geführt werden.

Auslandpreise: Belgien bfr. 8,—; Dänemark dkr. 1,35; England sh 1/6; Finnland fmk. 70,—; Frankreich ffr. 70,—; Holland hfl. —,70; Italien Lire 120,—; Luxemburg lfr. 8,—; Norwegen nkr. 1,40; Österreich S 4,50; Portugal Esc. 6,—; Saarland ffr. 70,—; Schweden skr. —,95; Spanien ptas. 14,—; Schweiz sfr. —,70; Südamerika $ —,25; Türkei £ —,70; USA, Kanada $ —,30.

An die Redaktion

Zehn Jahre Israel

Paul Sethes Schilderung in Nr. 9, wie die Juden eine Heimat fanden, kann ergänzt werden durch den Hinweis auf Leben und Werk von Josef Nassi, der um 1515 in Spanien geboren wurde.

Mit seiner Tante Gracia Mendesia flüchtet der hochbegabte Jüngling aus Glaubensgründen nach Antwerpen. Bankgeschäfte führen ihn nach Konstantinopel, wo er am türkischen Hof eine geachtete Stellung einnimmt. 1549 wird Nassis Tante Gracia durch Spitzel an Venedig und Frankreich verraten und ihre Güter beschlagnahmt. Sie selbst wird ausgeliefert und ins Gefängnis geworfen. Nassi bewirkt beim Sultan, daß ein Gesandter nach Venedig geschickt wird, der Gracia aus der Haft befreit. Die 42jährige Frau siedelt mit fünfhundert Glaubensgenossen nach Konstantinopel über und wirkt dort segensreich bis zu ihrem Tode 1569.

Nassi entwickelt nun als erster jene kühnen politischen Pläne einer Heimstatt in Zion, wie sie nach ihm Theodor Herzl und Chaim Weizmann organisiert und verwirklicht haben. Nassi erreicht beim Sultan die Erlaubnis, nahe beim See Tiberias in Galiläa eine Siedlung jüdischer Emigranten zu gründen, die sich auf die Zucht der Seidenraupe und Seidenfabrikation gründen soll. Außerdem plant er die Einfuhr billiger spanischer Wolle für neu zu gründende Tuchwebereien. 1546 wird die Stadt Tiberias neu aufgebaut, um die jüdischen Einwanderer aufzunehmen.

Der zwischen Venedig und der Türkei ausbrechende Krieg sowie Spannungen zwischen Arabern und Türken um Tiberias zerstören jedoch diese Pläne. Nassis freundschaftliche Beziehungen zum Sultan kühlen sich ab, mit dessen Hilfe Nassi acht Jahre vorher den ottomanischen Juden in Ancona das Leben gerettet hatte, als Papst Paul IV. die dort ansässigen Marranen dem Feuertode überantwortete.

Unter der Regierung Sultan Selim II. erringt Nassi 1566 den Titel eines Herzogs von Naxos, dazu das Monopol des Weinhandels für das Schwarze Meer. Er stirbt 1578 in Konstantinopel. Horst Wagenführ hat ihm in seinem Werke ›Handelsfürsten der Renaissance‹ (Schuler-Verlag, Stuttgart) ein ehrendes Denkmal gesetzt.

Professor Dr. Dr. Wilhelm RIECK, Bad Oeynhausen

Zu Ihrem Aufsatz ›Zehn Jahre Israel‹ interessiert Ihre Briefmarkenfreunde vielleicht ein Trauerumschlag mit Sonderbriefmarke, der an-



Foto: Privat

Briefumschlag mit Sonderbriefmarke

läßlich des Todestages von Chaim Weizmann, des Gründers von Israel, herausgegeben wurde.

W. KRÄMER, Velbert (Rhld.)

Der südliche Sternhimmel

In KRISTALL Nr. 8 berichtet Clemens Papendieck über ein Planetarium für die Universität Johannesburg. Er erwähnt dabei, daß die Sterne des Großen Bären in Südafrika unsichtbar sind.

Zu Beginn der kalten Jahreszeit, Mitte März bis Mitte Mai, ist jedoch das Sternbild des Bären, wenn auch nur für einige Stunden, tief am nördlichen Horizont zu sehen, und zwar sozusagen auf dem Kopf stehend.

Von den bekannten Sternbildern des nördlichen Himmels beherrschen der Orion und der Stier den sommerlichen Himmel Südafrikas, während unser schönstes und gewaltigstes Sternbild, der Skorpion, der die Wintermonate von Ende März bis Ende September beherrscht, auf der nördlichen Halbkugel nicht zu sehen ist, ebenso wie das bekannte, aber keineswegs sehr eindrucksvolle Kreuz des Südens.

Hans-Holm HEINRICH, Windhoek SW.-Afrika

Hände weg vom Menschen!

Ihre Forderung ›Hände weg vom Menschen‹ kann gar nicht nachdrücklich genug unterstützt werden. Unlängst hat ein medizinischer Sachverständiger (Psychiater) in Lübeck einem achtzehnjährigen Angeklagten Pervitin eingespritzt, um ihn, der wegen versuchten Mordes angeklagt war, zum Reden zu bringen. Der Jugendliche hatte unter dem Einfluß der Droge Aussagen gemacht und war verurteilt worden. Der Bundesgerichtshof hat das Urteil der Lübekker Jugendkammer aufgehoben mit der Begründung, auch einem medizinischen Sachverständigen sei es nicht erlaubt, die Freiheit der Willensentscheidung durch Verabreichung von Mitteln zu beeinflussen, denn das sei ein Verstoß gegen den § 136a der Strafprozeßordnung.

Dr. med. H. MÜLLER, Oberhausen, Rhld.

Weltausstellungen

Sie berichten über die Weltausstellung in Brüssel. In den Lebenserinnerungen von Karl Schorn, Landgerichts-Kammerpräsident a. D. in Bonn aus dem Jahre 1898 finde ich Beobachtungen aus drei aufeinanderfolgende Weltausstellungen, die die Aufwärtsentwicklung der deutschen Industrie am Beispiel der Firma Krupp zeigt: ›Die Essener Fabrik blieb unbeachtet und unberücksichtigt. So war es die große internationale Industrieausstellung des Jahres 1852 in London, welche den Weltruf der Kruppschen Fabrikate begründen sollte. Krupp zeigte hier einen Gußstahlblock von 4000 Pfund, wodurch er die englische Industrie vollkommen in den Schatten stellte, eine sechspfündige Gußstahlkanone, eine Eisenbahnachse, einen Küraß, Walzen u. a. Es häuften sich die Bestellungen, namentlich auf Eisenbahn- und Schiffsachsen, auf Radreifen der Eisenbahnräder, nachdem man die Zähigkeit des dazu verwandten Metalls erprobt und erkannt hatte. Die Fabrik konnte erweitert, ein neuer Dampfhammer aufgestellt, der Betrieb nach allen Richtungen hin verbessert werden. Auf der folgenden Ausstellung in Paris (1855) sah man einen Kruppschen Gußstahlblock von 10 000 Pfund, in London 1862 einen solchen von 40 000 Pfund.‹

W. KRÄMER, Velbert (Rhld.)

Ich lebte mit einem Seehund

KRISTALL schildert das Leben eines jungen Seehundes in Schottland. Auch an der Nordseeküste kann man solche Abenteuer erleben:

Alljährlich schwimmen zwischen Ende Juni und Anfang Juli junge Seehunde (Phoca vitulina L.) bei

Fortsetzung siehe Seite 4

5 Kilometer oder 500 — über Autobahnen, Straßen oder Pässe — Ihr Mercedes-Benz macht sie Ihnen leicht. So leicht und sicher fahren Sie Tausende von Kilometern, Hunderttausend und mehr; denn Mercedes-Benz-Qualität ist berühmt — und beruhigend.

Ob Sie selber fahren - ... oder gefahren werden

Die Daimler-Benz A.G. ist die größte Omnibus-Fabrik des Kontinents. Ihre Fahrzeuge gehen in alle Welt, und in aller Welt genießen Menschen wie Sie schöne, unbeschwerte Reisen in sicheren Mercedes-Benz Omnibussen.

MERCEDES-BENZ



IHR GUTER STERN AUF ALLEN STRASSEN

An die Redaktion

Fortsetzung von Seite 2

den friesischen Inseln und an der Weser-Elb-Mündung verloren umher oder kommen heulend an den Strand. Es sind Jungtiere, die entweder aus einer Zwillingsgeburt stammen — die Mutter kann sich jeweils nur einem der beiden Neugeborenen widmen und überläßt das andere seinem Schicksal —, oder deren Mutter kurz nach der Geburt umgekommen ist. Hilflos und hungrig klagt das Tier seine Not.

Solche ›Heuler‹ sind nur wenige Tage alt, tragen als Säugetiere noch die Nabelschnur und messen zwischen 75 und 85 Zentimeter bei einem Gewicht von 10 bis 11 Kilogramm. Sie sind Vollwaisen und müssen, wenn sich der Mensch ihrer nicht annimmt, sterben.

In den ›Tiergrotten‹ der Stadt Bremerhaven werden seit langem Seehunde gezüchtet. Um die Jungen am Leben zu erhalten, muß man sie zum selbständigen Fressen bewegen. Das geschieht so:

Die jungen Seehunde werden von ihren Müttern getrennt und leben in einem Gehege für sich. In ihr Wasserbecken setzt man nun eine Anzahl lebender kleiner Aale von 30 bis 40 cm Länge. Sofort beginnen die Seehundskinder diese spielerisch zu jagen. Dabei packen sie die Beute und schwimmen mit ihr im Maul umher.

Wird nun bei dem fröhlichen Katz-und-Maus-Spiel ein Aal verletzt und fließt Blut, wird aus Spiel Ernst: Der Seehund kommt im eigentlichsten Wortsinn auf den Geschmack und schluckt den Aal hinunter.

Haben die Jungtiere auf diese Weise das Fressen gelernt, erhalten sie tote Heringe, zunächst in Stücken, dann in ganzen Exemplaren.

Viel schwieriger ist es, einen ›Heuler‹ großzupäppeln, der ja keine Kraftreserven besitzt, weil ihm die Muttermilch fehlt. Seehundsmilch ist überaus fetthaltig. Natürliche Kuhmilch z. B. enthält etwa 4 Prozent Fett, Seehundsmilch über zehnmal so viel, nämlich 42 Prozent.

Dr. Kurt EHLERS, Direktor der Tiergrotten, Bremerhaven

Die Wüstenfüchse

Als ehemaliger Zerstörerfahrer würde ich es begrüßen, wenn Sie auch über unsere kleineren Marineverbände berichten würden.

Hans WEGNER
Englewood, B. G. Camp N, Canada

Das in Nr. 8 erschienene Bilddokument von Franco zeigt den Caudillo im Gespräch mit meinem verstorbenen Bruder Ritter von Thoma.

Max THOMA, Schulrat a. D.
Weilheim Obb.

Verkehrsfragen von heute

Wenn Sie sagen, daß beim Städtebau ›zahlreiche Aufgaben bis heute nicht gelöst‹ sind, so kann ich nur zustimmen. Welche Möglichkeiten boten sich unseren Stadtplanern in den Trümmervierteln! Und was haben sie daraus gemacht? Anstatt den Gesetzen des modernen Verkehrs zu folgen, hat man die Straßen abermals verbaut. Das kostet jeden von uns Zeit, Nerven und verbeulte Karosserien — also Geld.

Gertrud PROBST, Ansbach

Antlitz der Erde

Meine Kinder und zahlreiche ihrer Mitschüler sammeln die Kunstblätter und das ›Antlitz der Erde‹.

H. SCHRÖDER, Rechtsanwalt, Wuppertal

Wäre es nicht möglich, die schönen, farbigen Wiedergaben vom ›Antlitz der Erde‹ in Buchform herauszugeben? *Dr. Ernst TUTSCH, Wien, I.*

Weitere Leserbriefe siehe Seite 48



»Drei Tage haben uns die Deutschen gejagt, dann mußten wir uns ergeben«, so erzählt Ali, der Pakistaner (links), Vormann der indischen Heizer auf der ›Tannenfeld‹, den Matrosen Nafzger (Mitte) und Wirtz bei der Ankunft in Bordeaux.

Neue große KRISTALL-Serie

Gespenster auf hoher See

Die deutschen Hilfskreuzer im II. Weltkrieg / VON PAUL CARELL

Der Funker schwieg . . .

Jeder Hilfskreuzerkommandant hatte seinen Trick, feindliche Handelsschiffe zu kapern. Von diesem Trick hing der Erfolg ab. Auch das Schicksal. Denn in der unendlichen Weite des Ozeans die Beute zu finden, zuzuschlagen und dann wieder zu verschwinden: darauf kam es an. Günther Gumprich, Kapitän zur See und Kommandant von Schiff 10, war ein Meister der lautlosen Jagd. Monatelang blieb er unentdeckt, obgleich er Schiff um Schiff aufbrachte. Aber keines der Schiffe gab ein Zeichen. Keines gab ein Signal, ein SOS oder einen anderen Notruf. Nichts. Warum schlug kein Funkgast im letzten Moment auf die Taste: »SOS, SOS, German Raider.« Warum nicht? Oh, sie taten es. Sie taten es alle. Aber kein Funkspruch erreichte eine alliierte Überwachungsstelle.



Foto: Hermann

Volle Wache mit präsentiertem Gewehr empfängt auf Schiff 10 den Admiral Wenneker (grüßend), der mit dem Kommandanten, Kapitän z. See Gumprich (mit Spitzbart), die Front abschreitet. Dahinter: Adjutant Oblt. Schrenk.

Der Funkmaat Otto Wolter grinst, als er dem Leutnant zur See Hermann Schrenk das Fernschreiben des Chefs der 3. Minensuchflottille überreicht: »Ganz geheim, Herr Leutnant«, sagt Wolter und salutiert. Als Schrenk das Papier überflogen hat, macht Wolter gerade die Tür zu. Der Leutnant zur See hätte dem Unteroffizier am liebsten seinen Löscher ins Kreuz geschmissen. »Seeleutnant Schrenk kommandiert auf Sperrbrecher römisch Zwozehn — Hamburg — Dienstantritt fünfzehnter Juli neunzehnhunderteinundvierzig.«

»Diese Affen«, murmelt Schrenk, und stürmt wutentbrannt zu seinem Kommandanten. Schrenk gehört zum eisernen Bestand der 3. Minensuchflottille und ist der dienstälteste Wachoffizier auf M 17.

»Herr Kaleun, was soll ich auf einem müden Sperrbrecher?« fragt Schrenk, als er vor Kapitänleutnant Klünder steht.

Die Sperrbrecher hießen bei der Kriegsmarine stets ›müde Sperrbrecher‹, weil sie durchweg mit Reservisten besetzt waren und in küstennahen Gewässern operierten. Es waren wackere Schiffe mit wackeren Besatzungen; aber die jungen aktiven Offiziere und Matrosen hielten nichts von Sperrbrechern.

»Ja«, meint Klünder zu seinem WO, »was sollen wir machen, Schrenk?« »Herr Kaleun, wir machen einen Fernschrieb an den Flottillenchef, der zur Zeit in Norwegen mit zwei Booten liegt. Vorschlage: ›Schrenk zur Zeit unabkömmlich — Besatzungswechsel‹.«

So machen sie es auch. Aber zwei Tage später antwortet der Flottillenchef durch Fernschreiben mit einem Satz: »Kommandierung ist durchzuführen.«

Voller Zorn mustert Schrenk auf M 17 ab. Auf dem Hamburger Hauptbahnhof trifft er einen Crew-Kameraden, einen Offizier also, der zugleich mit ihm in die Marine eingetreten war, Fred Krüger. Natürlich wird der Zorn abgeladen. Wachoffizier auf M 17 und jetzt auf einen Sperrbrecher abkommandiert! »Auf einen müden Sperrbrecher!«

»Wo soll denn der liegen?« fragt Fred Krüger den Leutnant Schrenk.

»An der Deutschen Werft!«

»Nein, Hermann, da liegt kein Sperrbrecher. Da liegen wir doch mit unserem Boot auch. Das müßte ich wissen.«

»Doch«, beharrt Schrenk, »Sperrbrecher römisch Zwozehn!«

»Was, du meinst Zwozehn?« flüstert Fred Krüger zurück. »Sperrbrecher römisch Zwozehn, weißt du denn nicht, was das ist?« Schrenk schaut mißtrauisch auf Krüger: »Sperrbrecher hat der Flottillenchef telegrafiert.«

»Unsinn, Sperrbrecher, das ist ein Hilfskreuzer!«

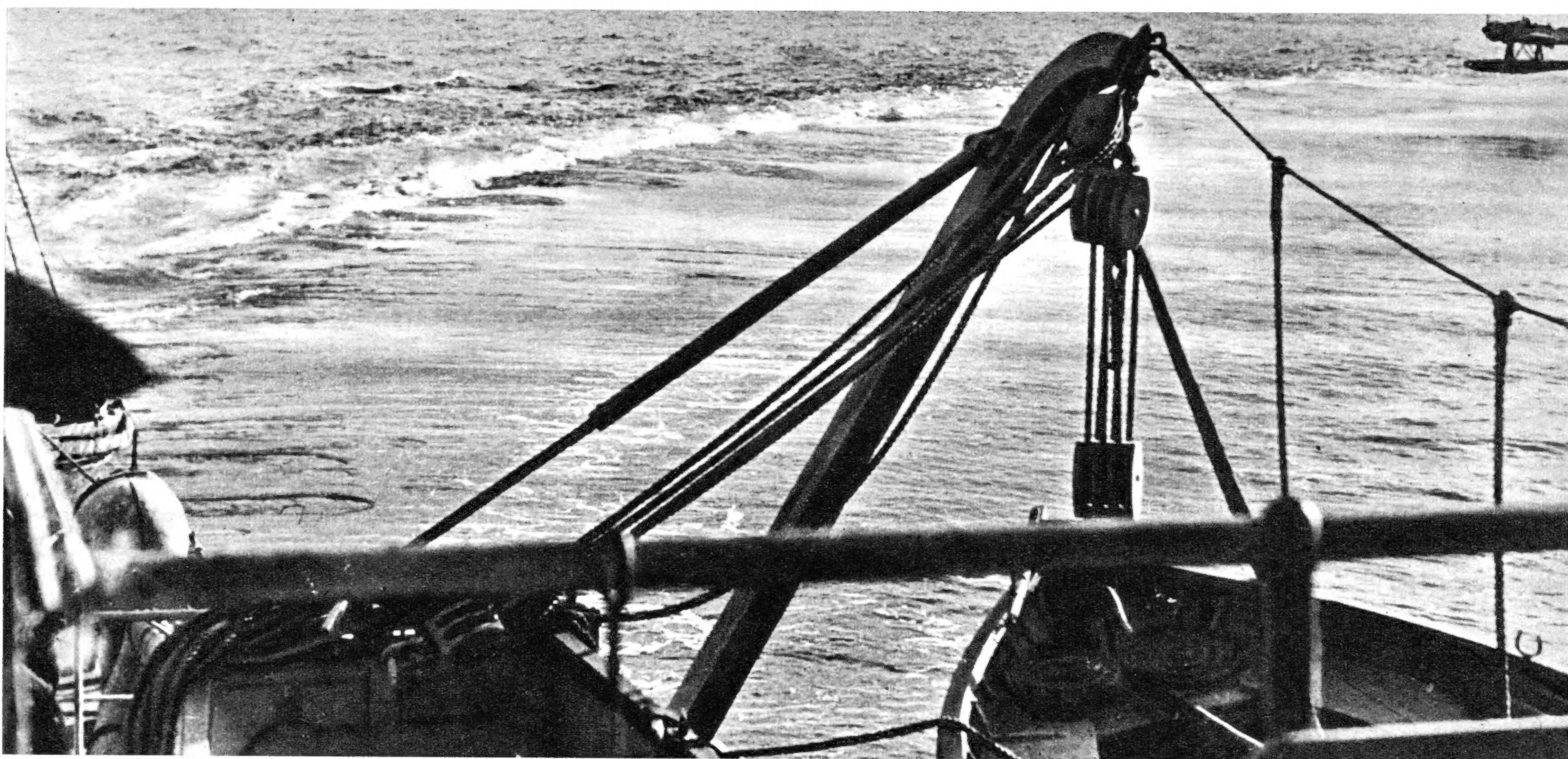
»Hilfskreuzer!« Der Leutnant pfeift genießerisch durch die Zähne.

Fest vertäut liegt der ehemalige Bananendampfer ›Santa Cruz‹ an der Werftpier. Es ist ein schönes Schiff. Aus dem Jahre 1938. Gute 3860 BRT groß; aber trotzdem der zweitkleinste Hilfskreuzer des zweiten Weltkrieges. Ein schnelles Schiff. Zur Not kann es 18 Meilen laufen. Die Kriegsmarine hat es von der Oldenburg-Portugiesischen Dampfschiffs-Rhederei gekauft. Es hat schon eine erfolgreiche Reise als Hilfskreuzer hinter sich. Ist zurückgekommen, was nicht vielen gelang. Nun rüstet Schiff 10 zur zweiten Fahrt. Rüstet, sage ich absichtlich; denn Hilfskreuzer sind eine kleine Kriegswelt für sich. Haben sie den Hafen verlassen, kann es ein halbes Jahr und länger dauern, ehe sie wieder an einer Pier festmachen. Sie gehen auf Abenteuer wie die Segler des 18. Jahrhunderts, aber mit der Technik des 20. an Bord.

Da ist der Kapitän, der gerade mit seinem VO spricht. Der Verwaltungsoffizier von Schiff 10, Kapitänleutnant Dr. Sudau, säße als Präsident der Reichsbank in Stralsund vor einem Schreibtisch und rechnete in den Dimensionen der Finanzpolitik, wenn nicht Krieg wäre. Aber es ist eben Krieg. Und so rechnet er zwar auch, aber nicht mit Aktien und Dividenden, sondern mit Zervelatwürsten, Büchsenmilch, Schnaps und Zigaretten.

Kapitänleutnant Sudau läßt den Blick über die getäfelten Wände der Kommandanten-Kammer gleiten. Schön, so zu wohnen. Keine Bulleyes. Dafür aufrechtstehende Fenster. Klein ist zwar alles, Schlaf- und Wohnraum zusammen knapp 3 mal 5 Meter. Auf dem Schreibtisch des Kommandanten steht das Bild seiner verstorbenen Frau. 41 ist Kapitän Gumprich, der Kommandant, aber schon Witwer. »Ich weiß, mein VO«, strahlt Kapitän Gumprich, »Sie haben alles in Ordnung. Aber ich möchte Ihnen doch sagen, daß es jeden Tag losgehen kann. Mit Nachfassen ist es dann nichts mehr. Wie haben Sie disponiert?«

Diese Frage ist etwas für Kaleu Dr. Sudau: »Herr Kapitän, ich habe folgende Rechnung aufgestellt: Ein Mann braucht für sechs Monate 26 kg Fleischwaren, 6,5 kg Aufschnitt, 19,5 kg Butterfette, 5 kg Geflügel, 502 Eier, 182,5 kg Kartoffeln, 112,5



›Der Ententeich‹ als Rollfeld. Durch hartes Drehen des Schiffes mit Höchstfahrt bildet sich der sogenannte Ententeich, in dessen ruhigem Wasser das Flugzeug von Schiff 10, Typ ›Arado‹, zu seinen Aufklärungsflügen starten kann.

kg Gemüse, 18,5 kg Nährmittel, 125 kg Brot und Mehl, 13 kg Hülsenfrüchte, 2,1 kg Kaffee und Tee, 26 Dosen Milch, 7200 Zigaretten, Tabakwaren oder Zigarren, 5 Kästen Bier und 12 Flaschen Spirituosen. Unser Schiff hat mit den Prisenkommandos 452 Mann Besatzung. Wenn wir das Schiff für sechs Monate ausrüsten, dann benötige ich 11 752 kg Fleischwaren, 2938 kg Aufschnitt, 8814 kg Butterfette, 2260 kg Geflügel, 226 904 Eier, 82 490 kg Kartoffeln, 50 850 kg Gemüse, 8362 kg Nährmittel, 56 500 kg Brot und Mehl, 5876 kg Hülsenfrüchte, 949,2 kg Kaffee oder Tee, 11 752 Dosen Milch, 3,5 Millionen Zigaretten und Zigarren, 2260 Kisten Bier und 5424 Flaschen Spirituosen.«

Ja, zum Hilfskreuzerkrieg gehören nicht nur Schneid und Tapferkeit und Glück. Es gehören auch Essen und Trinken dazu. Man weiß ja nicht, ob man was erbeutet. Apropos erbeuten: »Was wollen Sie denn den Gefangenen geben, die wir vielleicht an Bord bekommen? Da wir im Südatlantik operieren werden, müssen wir mit Farbigen und Indern rechnen. Haben Sie bedacht, daß wir vielleicht die Anzahl der Besatzung noch einmal an Gefangenen aufnehmen müssen?«

»Ja«, antwortet der VO. »Ich habe Reis und auch fernöstliche Gewürze eingelagert. Größere Mengen. Den ›Muckefuck‹ habe ich in einem komplizierten Verfahren in Bohnenkaffee getauscht. Für schiffbrüchige weibliche Gefangene habe ich Stoffballen und eine Nähmaschine an Bord genommen, damit sich die Frauen selbst Kleider nähen können.« Nähmaschinen — Hilfskreuzer.

Gumprich lacht. Sudau auch

Mitte Juli hat sich Leutnant Hermann Schrenk beim 1. Offizier von Schiff 10 gemeldet. Die dreimal gesiebte Mannschaft kommt. Der Admiral Schniewind kommt und findet alles gut.

Der Herbst kommt, und dann fährt man zum Übungsschießen in die Ostsee. Immer noch als Sperrbrecher XII.

Der Tag ist neblig, kalt und trübe. Es gießt in Strömen. In der Strander-Bucht wird Anker geworfen. Es ist früher Nachmittag. Der Bootsmann der Wache geht durchs Deck. »Klarmachen zur Kommandantenmusterung«, pfeift er. Und wenig später: »Alle Mann achteraus!«

»Achtung! Die Augen links!«

Der Kommandant. Der 1. Offizier meldet. Immer noch regnet es in Strömen. Kapitän Günther Gumprich springt auf die Flugzeugluke:

Fortsetzung Seite 10



Foto: Schröter

Am Äquator kündigt Marschall Triton das Erscheinen des Meeresgottes an. Er läßt sich die Seemänner vorführen, die zum erstenmal den Äquator überschreiten und vom Schmutz der nördlichen Halbkugel befreit werden sollen.

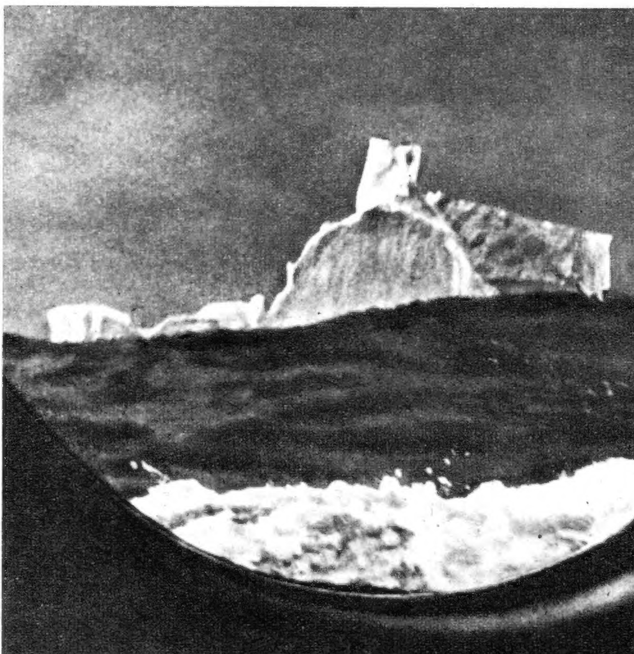


Foto: Schröter

Wie ein erleuchtetes Schiff sah dieser 80 Meter hohe Eisberg in seinem geheimnisvollen phosphoreszierenden Licht aus. ›Die Lokomotive‹ taufte ihn die Besatzung.

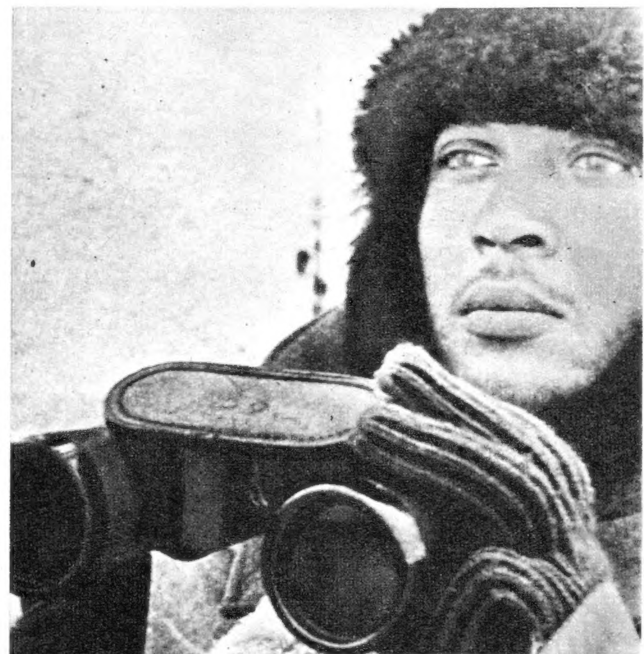


Foto: Schröter

In Pelze dick vermummt, steht der Ausguck in der Saling — zwischen Mastspitze und Oberdeck. Tausende von Meilen ist Schiff 10 in den Eisfeldern herumgeschippert.

Kurzschluß beim Star

VON LISSE MERLIN

Das Publikum reagiert heute mit großer Empörung, wenn ein Künstler absagt. Wir werden aber in Zukunft mit noch mehr Absagen rechnen müssen: denn Künstler, die zur Weltklasse gehören, sind schon zwei Jahre im voraus besetzt. Sie hetzen um den Erdball — Zeit für Krankheit ist bei Ihnen nicht eingeplant.

Der Aufruhr, den Maria Meneghini-Callas am 2. Januar in Rom entfesselte, hat sich noch immer nicht beruhigt. Seit vier Monaten versucht die ›beste Sängerin der Welt‹, sich durch Erklärungen für ihre Bronchitis zu rechtfertigen, die sie bei einer Festvorstellung in Rom daran hinderte, nach dem ersten Akt der Oper ›Norma‹ weiterzusingen. Manchmal greift sie sogar selbst zur Feder und schreibt in ihrer bilderreichen, dramatisierenden Sprache über den »traurigsten Abend« ihrer künstlerischen Karriere und die »Welle der Grausamkeit«, die ihr nach ihrer Absage aus dem Publikum entgegenschlug.

Kaum jemand zweifelt daran, daß Frau Callas an jenem Abend in Rom Bronchitis hatte. Man glaubt ihr, daß sie fieberte und am Tag zuvor sogar stockheiser war. Aber das Publikum hat es der Sängerin trotzdem nicht verziehen, daß es nach Hause geschickt wurde.

Hätte sie an jenem Abend gar nicht erst auftreten sollen? So verhielt sich der ebenfalls weltberühmte Sänger Mario Lanza. Er sagte in Hamburg kurz vor dem Konzert ab. Die Folge war, daß die Hamburger Musikhalle unter einem ›Hurrikan des Zorns‹ erbebte, wie ein Beobachter schrieb. 2200 Menschen protestierten, weil der Sänger nicht kam. Sie zerrissen Programme und Autogramm-Postkarten. Man war empört, weil der Star sich mit einer Bronchitis entschuldigte.

Wenn man dieser Absage auf den Grund geht, stellt man fest, daß die gesamte diesjährige Europa-Tournee des ›Sängers mit der Caruso-Stimme‹ unter einem Unstern stand. Schon im Januar sagten Londoner Ärzte, Lanza brauche Ruhe. Ein deutscher Internist meinte: »Mindestens drei Monate Herzbehandlung sind nötig.« Diese Feststellung klingt nicht erstaunlich, wenn man weiß, daß das Körpergewicht des Sängers seit zehn Jahren zwischen 170 und 270 Pfund schwankt.

Seit 1948 unterzieht sich Mario Lanza regelmäßig Abmagerungskuren. Dabei ist sein Appetit ungeheuer. Während der Dreharbeiten zu seinen Filmen wird mühsam darüber gewacht, daß er seine Diät einhält. Sowie er aber außer Kontrolle lebt, ißt er hemmungslos — und nimmt im Handumdrehen bis zu hundert Pfund zu. Wenn er wieder abmagern muß — weil er sonst ›nicht auf Frauen wirkt‹ —, folgen Nervenzusammenbrüche und Stimmeinbußen.

Als Mario Lanza am 23. Januar dieses Jahres in München landete, war er zwar blaß, aber schlank und sah ›rassig‹ aus. Er wog 170 Pfund. Seine Verehrerinnen blickten verzückt zu ihrem Idol auf, als Lanza in München, Stuttgart, Hannover und Kiel konzertierte. Nicht so verzückt waren die Kritiker. Kühl wurde in Zeitungen erörtert, ob es mit dem Gold in der Kehle des Sängers nun endgültig vorbei sei. War es da noch erstaunlich, daß er absagte und die Tournee abbrach?

Ermüdung, Krankheit und Verschleiß sind gefährliche Klippen für



Foto: Cont

Wo sonst Beethovens Musik erklingt, in der Hamburger Musikhalle, tobten zweitausend Konzertbesucher ihren Zorn über Mario Lanza aus, als er absagte. Lanzas Launen und Kurzschlußhandlungen sind bekannt. Aber die Hintergründe dieser Absage deuten darauf hin, daß er tatsächlich nicht singen konnte.



Foto: Popper

Tumult in der Oper — wird man sich an solche Szenen gewöhnen müssen? Roms Premierenpublikum verließ am 2. Januar empört die Oper, als die Primadonna nicht weitersang ... Aber durch Überbeanspruchung der Künstler werden sich künftig ›Kurzschlüsse‹, Zusammenbrüche und Absagen häufen.



Foto: dpa

Schon wieder Pressekonferenz. Die schöne Sängerin Maria Meneghini-Callas versucht vergeblich, dem Publikum zu erklären, daß sie den römischen Opernabend nur wegen Krankheit abbrach. Man verzeiht ihr nicht. Man verlangt heute vom Künstler Disziplin bis zur Selbstaufopferung. Ist das aber richtig?



Foto: Nordbild

Über 100 000 DM verlor Sänger Mario Lanza durch Abbruch seiner Tournee.

jeden Künstler. Louis Armstrong, der Jazzkapellmeister und Trompeter, entfesselte 1955 in Roubaix eine wilde Publikums-Schlacht, als er seine Erschöpfung nicht mehr verbergen konnte. Er wurde beschimpft und bespuckt. Die einst gefeierten Stars Rosita Serrano und Lale Andersen erlebten Lärmszenen in Berlin, weil die Art ihres Singens sich — nach der Meinung des Publikums — ›verbraucht‹ hatte.

Einige hundert junge Männer und Mädchen zogen geschlossen zum Hotel der ›besten Sängerin der Welt‹ und grölten Ratschläge durch die Nacht, wie sie ihre Heiserkeit bekämpfen sollte. Dreihundert junge Leute gaben Mario Lanza durchs Hotelfenster zu verstehen, daß er gefälligst hätte singen sollen. Die Liste dieser Beispiele läßt sich beliebig fortsetzen.

Warum behandeln wir heute unsere Stars so streng? Darf man das, was Sänger wie Caruso oder Maria Cebotari vollbrachten, für selbstverständlich halten? Der große Caruso sang seine Partien in den letzten Monaten seines Lebens unter heftigen Schmerzen. Maria Cebotari trat jahrelang nur mit Hilfe schmerzstillender Spritzen auf, ehe sie 1949 an Leberkrebs starb. Fiebernd, an grausamen Schmerzen leidend, lag sie zwischen ihren Auftritten hinter der Bühne. Es kam vor, daß die Pause verlängert werden mußte, aber sie sang weiter. Mit Rührung nimmt das Publikum solche Beweise der Aufopferung nachträglich zur Kenntnis. Aber ist ein Künstler verpflichtet, ein Selbstmörder zu sein?

Man erwartet vom Künstler heute, daß er wie eine Maschine funktioniert. Der liebste Mensch mag ihn hintergangen haben, die Mutter im Sterben liegen, die ganze Familie in einer Katastrophe untergegangen sein — der Künstler soll auftreten, die Vorstellung retten. Wir haben solche wahren Geschichten viele Male mit Befriedigung in der Zeitung gelesen. Wo sind die Zeiten, da der Star der Dresdner Oper, Tino Patiera, den Auftritt verweigerte, weil ein Bühnenarbeiter aus Versehen seine Privattoilette benutzt hatte? »Ich bin nervös, ich kann keinen Ton mehr singen«, erklärte der tyrannische Tenor.

Was würden wir heute von Schaljapins Eskapaden halten? Wahrscheinlich würde der herrliche russische Baß die Skandalchronik der Maria Meneghini-Callas noch übertreffen. Er ließ seinem ungezügelten Temperament freien Lauf. Ungeniert stellte er einen Kollegen während der Vorstellung bloß, etwa indem er zu dessen etwas schleppendem Gesang den Takt stampfte.

Schaljapin leistete sich manchen Skandal, aber das Publikum ›bestrafte‹ ihn nie, es hörte nicht auf, ihn zu vergöttern. Makellos, bewundert, gar nicht skandalumwittert lebt er im Gedächtnis des Publikums fort.

Und wer sprach schon davon, daß Schwedens Nachtigall Jenny Lind in Amerika eine Konzerttournee abbrach? Auch die Erinnerung an den Primadonnenkult im Italien der Vor-Verdi-Zeit scheint nicht mehr lebendig zu sein, an die hysterischen Ausbrüche der großen Kastratensänger zu Lebzeiten Mozarts.

Heute gilt die Bewunderung des Publikums dem Künstler, der in seiner Gesamthaltung den Erwartungen entspricht, der sich diszipliniert verhält, der seine persönlichen Wünsche ausschaltet und dem Publikum dient, der funktioniert, wann immer man es von ihm verlangt. Kurzschlüsse sind nicht erlaubt.

Wie ist das mit dem Kurzschluß? Vor Jahren noch gab es hin und wieder einen Kurzschluß in unseren Wohnungen. Heute hat man eine Dauersicherung im Zähler. Der Kurzschluß ist abgeschafft, soweit möglich, auch beim Menschen. Vom Wecken in der Frühe bis zum Spätnachrichtendienst ist unser Leben gegen Kurzschlüsse abgesichert und fest geregelt: Arbeit, Familienleben, Vergnügen, alles verläuft nach den Gesetzen eines automatisierten Lebens. Und dem Künstler ist darin eine ganz andere Aufgabe gestellt: er soll uns zerstreuen und für Augenblicke von dem Druck des Organisiertseins erlösen. Er befreit uns von Ängsten und Sorgen. Er entreißt uns der Eintönigkeit und Einsamkeit unseres Daseins.

In diesem Augenblick höchster Erwartung erfolgt nun der Kurzschluß des Stars. Der Star wollte auftre-

Fortsetzung Seite 31

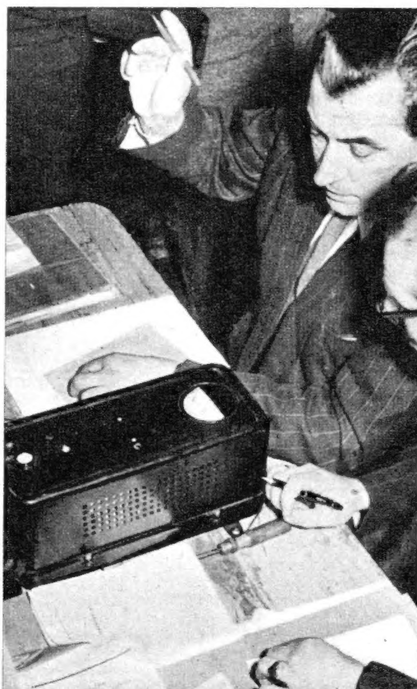


Foto: Conti-Press

Ein gnadenloses Instrument: der elektrische Applausmesser. Peinlich genau zeigt der Apparat den Grad der Erfolge — und Mißerfolge an.



Foto: dpa

Judy Garland weint. Sie brach schon wieder eine Vorstellung ab. Hollywoods begabtester Revuestar blieb bis jetzt trotz vieler Absagen beliebt.

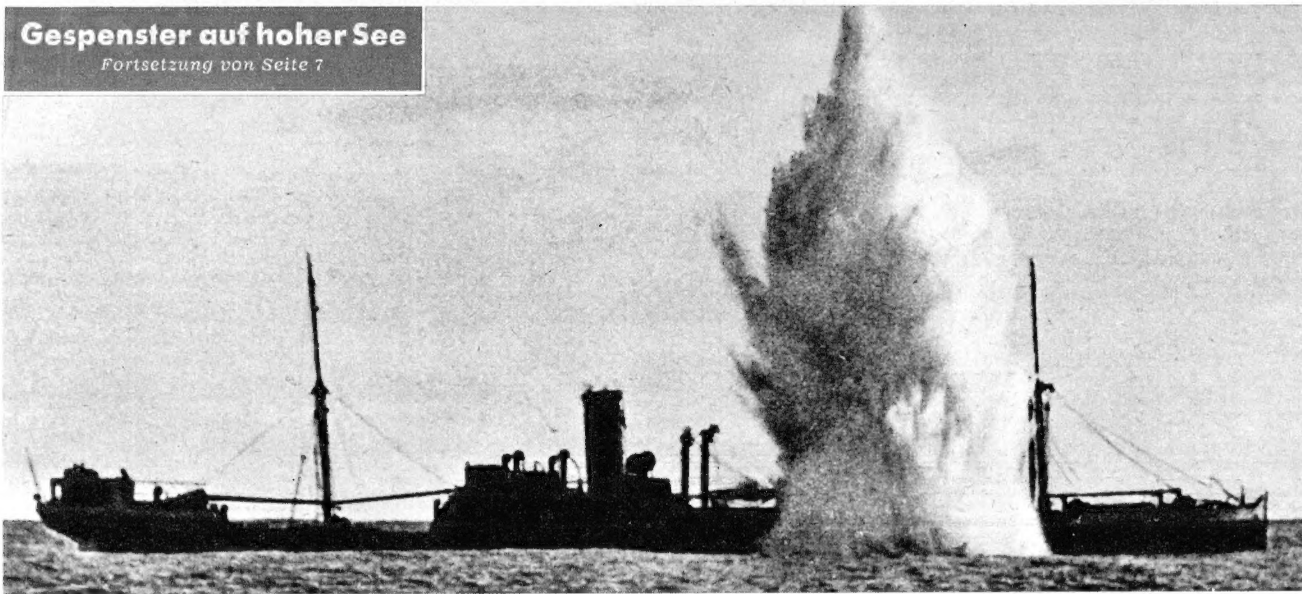


Foto: Schröter

Kein Mann ist mehr an Bord. Die Besatzung ist bereits in den Booten, das Prisenkommando mit den wichtigsten Beutegütern wieder auf Schiff 10. Ein Torpedoschuß bohrt den griechischen Frachter ›Pagasitikos‹ in Grund.

»Kameraden! — auf dieses Wetter haben wir gewartet.« Die Männer spitzen die Ohren. Das klingt ja wie Überraschung. »Wir marschieren noch heute durch den Kaiser-Wilhelm-Kanal in die Nordsee, und dann durch den Ärmel-Kanal nach Westfrankreich und von dort — in den Atlantik. Mit dem heutigen Tag beginnt unsere Unternehmung.« Der Kommandant erinnert daran, daß Schiff 10 schon eine 11½monatige Reise als Hilfskreuzer unter Kapitän zur See Kähler hinter sich hat. 12 Schiffe mit 96 000 BRT hat es versenkt. Dazu den englischen Hilfskreuzer ›Voltaire‹ mit seinen 13 245 BRT auf den Meeresgrund geschickt. »Ich möchte daran erinnern, daß Kommandant Kähler die Schiffbrüchigen der ›Voltaire‹ rettete und die Verwundeten versorgte. In diesem Geiste wollen auch wir fahren«, sagt Gumprich. Und dann macht der Kapitän seinen Männern klar: »Unsere Aufgabe ist es, den Gegner zu beunruhigen. Mal hier, mal dort unvermutet aufzutauchen. Den Feind zu zwingen, auch in den entlegensten Seegebieten Sicherungsverbände und Bewacher fahren zu lassen. Geleitzüge zusammenzustellen. Seine Schiffe durch große Umwege zum Verschleiß zu bringen.«

Es ist also viel Psychologie bei dieser Art Kriegführung. Viel Witz. Als der Kommandant seine Ansprache beendet hat, nieselt es noch immer. Schlimmes Wetter, aber großartiges Wetter für das Wegschleichen zur großen Jagd. Das wissen die ausgesuchten Männer auf Schiff 10. Und deshalb ist die Stimmung glänzend. Und deshalb geschieht jetzt etwas, was in der Dienstanweisung nicht vorgesehen, was nicht eingeübt und nicht verabredet ist: Der 1. Offizier tritt vor, legt die Hand an die Mütze, ruft über die Back: »Dem Schiff und seinem Kommandanten ein dreifaches Hurra.«

Aber es geht nichts glatt bei der Ausfahrt zur Jagd. Vorm Kaiser-Wilhelm-Kanal wird ein schwedischer Erzfrachter gerammt. Das bedeutet Rückfahrt zur Werft. Am 30. November liegt man endlich auf Altenbruch-Reede bei Cuxhaven.

Es ist gerade noch Zeit, den heimkehrenden Hilfskreuzer, Schiff 45, auch ›Komet‹ genannt, zu begrüßen. Kapitän zur See Eyssen hat mit dem kleinsten Hilfskreuzer eine phantastische Seereise von 516 Seetagen gemacht. Er ist durch das nördliche Eismeer in die ostsibirische See, durch die Beringstraße in den Pazifik gestoßen. Voll bis zum Rand mit Gefangenen kehrt Eyssen heim.

Auch der Sprung durch die Biskaya glückt nicht sofort. Das erstemal gerät Schiff 10 um ein Haar in die Gefechte britischer Seestreitkräfte mit dem heimkehrenden deutschen Hilfsschiff ›Python‹. Also kehrt. Den zweiten Versuch macht ein Sturm zunichte. Die Tarnung für das vordere Geschütz zerbricht. Die Reling wird zerschlagen. Es geht keinen Meter vorwärts. Also wieder kehrt. »Mensch«, sagt der Matrosengefreite Nelke, der die lebenden Schweine, das Frischfleisch-Reservoir, zu betreuen hat, »ich glaube, wir kommen nie raus.«

Am 20. Dezember 1941, 4 Tage vor Weihnachten, klappt es endlich. »Das Auslaufen können wir nun«, meint Oberleutnant Meckmann.

»Kurs Süd« heißt der Funkbefehl. Kurs Süd, das ist die südliche Antarktis. Soll Schiff 10 Eis holen? Die ›Roaring Fourties‹, die brüllenden Vierziger, die Breitengrade mit dem ewigen Oststurm, werden erreicht. Die Insel Tristan da Cunha bleibt östlich liegen. Aber Schiff 10 läuft Kurs Süd. Hinein ins Weddell-Meer, die größte Einbuchtung in das antarktische Festland. Im Februar 1823 hat der Engländer James Weddell mit seiner Brigg ›Jane‹ dieses Meer entdeckt. Seit 1500 lebt es in der Phantasie der Seefahrer. Aber erst seit 1923 ist es ein anziehendes Meer geworden. Die Expedition des Norwegers Larsen — eine von den 200 Expeditionen der seefahrenden Völker in dieses Gebiet — hat im Treibeis große Walherden festgestellt. Das ist die Geburtsstunde des pelagischen Walfangs: d. h. die Einführung der schwimmenden Walkochereien. Mitte Januar 1941 hat der Hilfskreuzer Schiff 33 unter Kapitän Felix Krüder die Walkochereien ›Ole Wagger‹, ›Solgliment‹ und ›Pelagos‹ gekapert. Kein Schuß ist gefallen. Die Walkochereien wurden als Prise nach Bordeaux geschickt. ›Pelagos‹ kam mit riesigen Mengen wertvollen Fetts an. Dieses Fett hatte den Dienststellen in der Heimat den Kopf verdreht.

Schiff 10 auf Fettjagd

»Haben wir nicht einen Maaten an Bord, der früher auf ausländischen Walfangbooten gefahren ist?« fragt Kapitän Gumprich. Steuermannsmaat Brosch wird gerufen. Der alte Brosch. Man sieht ihn von nun an oft in der Kammer des Kommandanten. Brosch erzählt, wie es auf den Walfängern und Walkochereien zugeht. Dann wird Maat Brosch beauftragt, ein Enterkommando zu bilden und auszurüsten. »Männer mit Seebeinen brauche ich«, sagt Brosch. Nun, er findet genug. Sie sitzen zusammen. Und schließlich haben sie einen Plan: Der Funker Dieffenbach soll die Fangboote durch Sprechfunk heranrufen. Ein großes norwegisches Beutemotorboot mit einem äußerst leise laufenden Motor soll das Enterkommando unbemerkt an die Kochereien heranbringen. Und dann soll geentert werden.

Die Männer des Kommandos Brosch stecken in dicken Lederanzügen — wie sie die Walfänger tragen. Nur die Lederjacken schmückt ein Hoheitsadler. Ein kleiner Tribut an die Gesetze des Völkerrechts.

Zum Entern ist das Kommando mit Enterhaken ausgerüstet. Außerdem hat Frakowiak, der Segelmacher, noch ein Fallreep aus Tauwerk und Holz gemacht. Das wichtigste sind die unterschnallbaren Tauwerksohlen, die ein Ausrutschen auf dem tranverschmierten Oberdeck des Walfangmutterschiffes verhindern sollen. Neben den Pistolen, Maschinenpistolen und Handgranaten ist das Kommando mit einem Totschläger versehen, einem mit Metall gefüllten Säckchen, das an einem Band am Unterarm befestigt ist. Während des Enterns wird der Totschläger an der Innenseite des Ärmels getragen. Im Ernstfall läßt man das Ding an dem Band in die Hand rutschen: es macht einen Gegner mundtot, ohne ihn zu töten.

Walkochereien arbeiten nachts bei voller Decksbeleuchtung. Es gilt also, die Schiffe an einer dunklen Stelle zu entern, dann die Wachen lautlos zu betäuben, aber nicht zu töten. Das ist wichtig. Warum? Nun, man braucht sie noch, denn der Plan ist so: Der Funkmaat und einige Männer haben den Funkraum und die Brücke zu besetzen. Brosch muß den Kapitän in Schach halten. Unterdessen sollen mit Geld, guten Worten und natürlich auch ein bißchen Drohung die Männer der Walkocher-Besatzung geworben werden, weiterzuarbeiten, bis die Saison beendet ist und eine fette Prise gen Bordeaux laufen kann. Ein ausgezeichneter Plan. Alles wird einstudiert. Wie gut die Sache klappt, das beweist die Tatsache, daß Broschs Kommando aus dem Motorboot heraus Schiff 10 zweimal entert, ohne daß ein Mann des Ausgucks etwas gemerkt hat. Zweimal steht Brosch mit seiner MP auf der Brücke vor Gumprich und ruft: »Hands up!«

Aber der schöne Plan hat einen Haken: Man findet keinen Walkocher. Einmal glauben die Ausgucks schon, das Ziel ihrer Wünsche entdeckt zu haben: »War das nicht die ›Terje Viken‹, die modernste und größte norwegische Walkocherei mit ihren etwa 25 000 BRT?« Schiff 10 läuft vorsichtig näher. »Mensch, das ist ein Kahn, ein Riesenkahn!« Aber dann sehen sie, daß es kein ›Kahn‹ ist und fluchen: Es ist ein herrlich leuchtender Eisberg.

»Wozu haben wir eigentlich ein Flugzeug an Bord?« knurrt der Gefreite Poltzer. Wozu steht der Vogel schön vertäut auf dem Fahrstuhl in der vorderen Luke? Soll doch fliegen! Soll doch suchen! Vielleicht fährt doch irgendwo so ein Walkocher?

Gute Gedanken kommen selten nur einem allein. »Kann Ihre Maschine zwischen diesen Eisschollen starten?« fragt Gumprich auf der Brücke seinen Fliegeroffizier, Oberleutnant Meyer. »Wenn Sie ein paar Eisschollen wegfischen lassen, schon, Herr Kapitän«, antwortet Meyer.

»Läufer Kommandant!« ruft Kapitän Gumprich. »Oberbootsmann Stelling auf die Brücke!«

Oberbootsmann Stelling, 50 Jahre auf dem Buckel, ein Seebär wie aus dem Bilderbuch, hört zu. Läßt ein Boot ausbringen. Und — fischt seelenruhig an der Treibeisgrenze des Südpolargebietes Eisschollen. Das Flugzeug kann starten.

Freilich, bei der Nähe des Südpols ist die Navigation schwierig. Auf den Kompaß ist kein Verlaß wegen der magnetischen Mißweisungen. Der Pilot Steenbock muß deshalb immer achtgeben, daß er mit der ›Arado‹ nicht außer Sicht kommt.

Durch Sprechfunk wird die Verbindung gehalten. Der Rollenoffizier Pauke Paulsen, der Mann, der an Bord jedem seine ›Rolle‹, seinen Stundenplan, zuweist, hat einen raffinierten Code aus englischem Slang ausgeknobelt. Paulsen ist auch auf der Brücke der Funksprechpartner von Meyer. Das ist sehr aufregend. Wenn das Flugzeug vier oder fünf Minuten über die Zeit weg ist und außer Sicht, dann steht an Bord alles auf ›Krücken‹, dann hat alles Angst. »Hallo Bobby — Hallo Bobby!« ruft dann Paulsen ins Mikrofon, denn das bedeutet im Code: »Sofort zurückkommen!«

Jeden Tag räumt Stelling Eisschollen. Jeden Tag startet das Flugzeug. Jeden Tag kommen Meyer und Steenbock ohne Ergebnis zurück. Keine Walkocherei. Nichts.

Der südliche Sommer geht zu Ende. Aus dem Weddell-Meer heraus quellen die riesigen Treibeisfelder. Sie wandern nach Norden. Das Eis schließt die Inselgruppen ein. Schiff 10 wird vom Treibeis abgedrängt. Was nun? Alle Mann an Bord sind gereizt: drei Monate in

Fortsetzung Seite 18



Foto: Schröter

Luftaufnahme von Schiff 10, auch ›Thor‹ genannt. Wie ein harmloser Frachter zuckelt der Hilfskreuzer dahin. Die schweren Geschütze sind getarnt.

Hände weg vom Menschen!

Geburtenkontrolle durch Tabletten

VON DR. HORST LABENZKE

›Progestin‹ nennen amerikanische Ärzte das Hormon, das eine hundertprozentige Geburtenkontrolle ermöglicht. Der Mensch greift damit in die Fortpflanzung ein. Dies ist vielleicht der schwerste Eingriff, den wir innerhalb unserer Serie ›Hände weg vom Menschen‹ zu schildern haben: Denn bisher handelte es sich ›nur‹ um Veränderung des Charakters, um Veränderung künftiger Generationen. Jetzt aber scheint es in des Menschen Hand gelegt zu sein, eine nächste Generation überhaupt nicht mehr entstehen zu lassen — ganze Völker zu vernichten, wenn er es will.

Als sich Ende des vergangenen Jahres Amerikas bedeutendste Wissenschaftler in New York ein Stelldichein gaben, um ihren Zeitgenossen ein Bild der Welt im Jahre 2057 zu entwerfen, da schien die menschliche Phantasie ungehindert empor zu schießen.

Und doch war's nicht Phantasie, was zum Beispiel Nobelpreisträger Hermann Muller von der Universität Indiana ausführte: Im Jahre 2057 werde es den Eltern möglich sein, das Geschlecht ihrer Kinder lange vorauszubestimmen. Die Mutter könne sogar nach Wahl Zwillinge oder Drillinge zur Welt bringen. Die künstliche Befruchtung habe dann allgemeine Anerkennung gefunden. Den Eltern sei es nicht nur möglich, die Mutterschaft mit Medikamenten zu regeln, sondern man könne sogar Kinder aus den konservierten Eizellen längst verstorbener Menschen entstehen lassen.

Diese häßliche, verabscheuungswürdige Zukunft, die hier prophezeit wurde, ist nicht utopisch: Es gibt bereits Tabletten, mit der sich jede Geburt kontrollieren läßt. Das ist die medizinische Sensation der allerjüngsten Tage.

Vor der ›Wiener Gesellschaft der Ärzte‹ gaben jetzt die beiden österreichischen Gynäkologen Dr. Wolzogen und Dr. Schubert bekannt, daß sie ein Mittel entwickelt hätten, das eine hundertprozentige Geburtskontrolle ermögliche. Es handelt sich um ein Hormonpräparat, das als Tablette von Frauen einzunehmen ist. Dadurch würde der Eisprung unterbunden und jede Vermehrung ausgeschaltet werden.

Die Wirkung der Hormontabletten sei bei Tierversuchen einwandfrei erprobt. Spürbare Störungen im natürlichen Hormonhaushalt der Versuchstiere seien nicht festgestellt worden. Sie seien auch beim Menschen nicht zu erwarten, da nur ein winziges Glied in der langen Funktionskette der Vermehrung herausgesprengt würde. Vor einer Anwendung des neuen chemischen Präparates beim Menschen sollen jedoch noch weitere Tierversuche durchgeführt werden.

Der entscheidende Schritt zum Menschen ist indes ohne viel Aufhebens von amerikanischen Ärzten gewagt und in Massentesten durchgeführt worden. Seit dem Frühjahr 1956 setzen auf der kleinen, übervölkerten Antilleninsel Puerto Rico 250 Ehefrauen die natürlichen Gesetze ihres Organismus außer Kraft. Das Mittel dafür sind — Tabletten, von den Fachleuten ›Progestin‹ genannt.

Progestin ist ein synthetisch gewonnenes Hormon, das in seiner Zusammensetzung dem natürlichen weiblichen Hormon Progesteron entspricht, aber in der Wirkung vier- bis sechsfach stärker ist. Das Progesteron wird auf Anforderung der Hirnanhangdrüse dann produziert, wenn eine Frau ein Kind erwartet. Das Hormon blockiert nun jede weitere Empfängnis. Das ganze ist also eine sinnvolle Maßnahme der Natur, die hier jede Kraftverzettelung während einer krisenreichen Zeit verhindert.

Die Ausschaltung des Eisprungs — und damit der Fruchtbarkeit — ist auch das Ziel des künstlichen Progestins. Aber dieses Ziel soll erreicht werden, wann immer es erwünscht ist, nicht allein, wenn Krankheit oder Naturgesetze es erfordern.


Foto: Ivan Sandroff

Die amerikanischen Forscher Dr. Pincus und Rock führten Versuche mit Progestin zur Geburtenkontrolle durch.

Das Experiment von Puerto Rico war für die beiden Forscher, den namhaften Biologen Dr. Gregory Pincus aus Massachusetts und den Gynäkologen Dr. John Rock aus Boston, die das synthetische Progestin entwickelt hatten und auch die Versuche leiteten, ein voller Erfolg. Die Hormontabletten, für zwanzig Tage im Monat täglich eingenommen, versagten den Frauen während der Kur jede Mutterschaft.

Auch die befürchteten Nebenerscheinungen der Hormongaben blieben in Grenzen. Wenige Monate nach Beendigung der Kur stellte sich bei den Versuchspersonen der natürliche Zyklus wieder ein. Ein normaler Prozentsatz erlebte später eine gewünschte Mutterschaft. Anzeichen einer Sterilität wurden bis heute nicht beobachtet. Etwa 30 Frauen jedoch, rund fünfzehn Prozent der am Experiment beteiligten, zeigten sich allerdings den körperlichen Belastungen durch die Hormoneinwirkung nicht gewachsen. Sie klagten über Übelkeit und Schwindelgefühl.

Wir wissen heute, daß die Hormone als therapeutisches Mittel eine äußerst zweischneidige Wirkung haben können. Sie können heilen, aber auch vernichten. Die Zerstörung braucht nicht körperlich zu sein, sie kann auch die Seele treffen. Schon eine natürlich verlaufende Mutterschaft hat durch den veränderten Hormonhaushalt eine mehr oder minder starke seelische Labilität der Frau zur Folge. Wie mag es sich nun auswirken, wenn ein künstliches Hormon für längere Zeit als Bremse in den inneren Drüsenkreislauf eingreift? Das ist ein Faktor, der in der Erfolgsbilanz der beiden amerikanischen Wissenschaftler nicht auftaucht. Er besagt aber letztlich nichts weniger, als daß der Mensch sich willkürlich in Gefahr begibt, seine Persönlichkeit unter dem Einfluß einer Droge zu verändern.

Es spricht für die beiden amerikanischen Forscher, daß sie trotz der Versuchsergebnisse von Puerto Rico die neue ›Lebenstablette‹ — wie sie genannt wird — nicht als ein vollkommenes Präparat bezeichnen. Sie betrachten das Experiment nicht als Beweis, sondern lediglich als ermutigenden Ausgangspunkt für weitere Forschungen, die nach ihren Schätzungen mindestens noch fünf Jahre dauern sollen. Diese fünf Jahre hat die Industrie nicht mehr abgewartet. Mehrere amerikanische Arzneimittelfirmen haben schon ›Lebenstabletten‹ entwickelt und als rezeptpflichtiges Medikament auf den Markt gebracht.

Eines dieser Mittel, ›Nurlutin‹ genannt, verzögert den weiblichen Zyklus, ›solange es die Ärzte für wünschenswert halten‹. Eine solche Verzögerung sei angebracht, so führten Gynäkologen auf einem Ärztekongreß in Georgia aus, wenn eine Frau durch den Zyklus körperlich oder seelisch belastet würde oder wenn bestimmte Gegebenheiten wie Familienkrisen oder sportliche Wettkämpfe es erforderten!

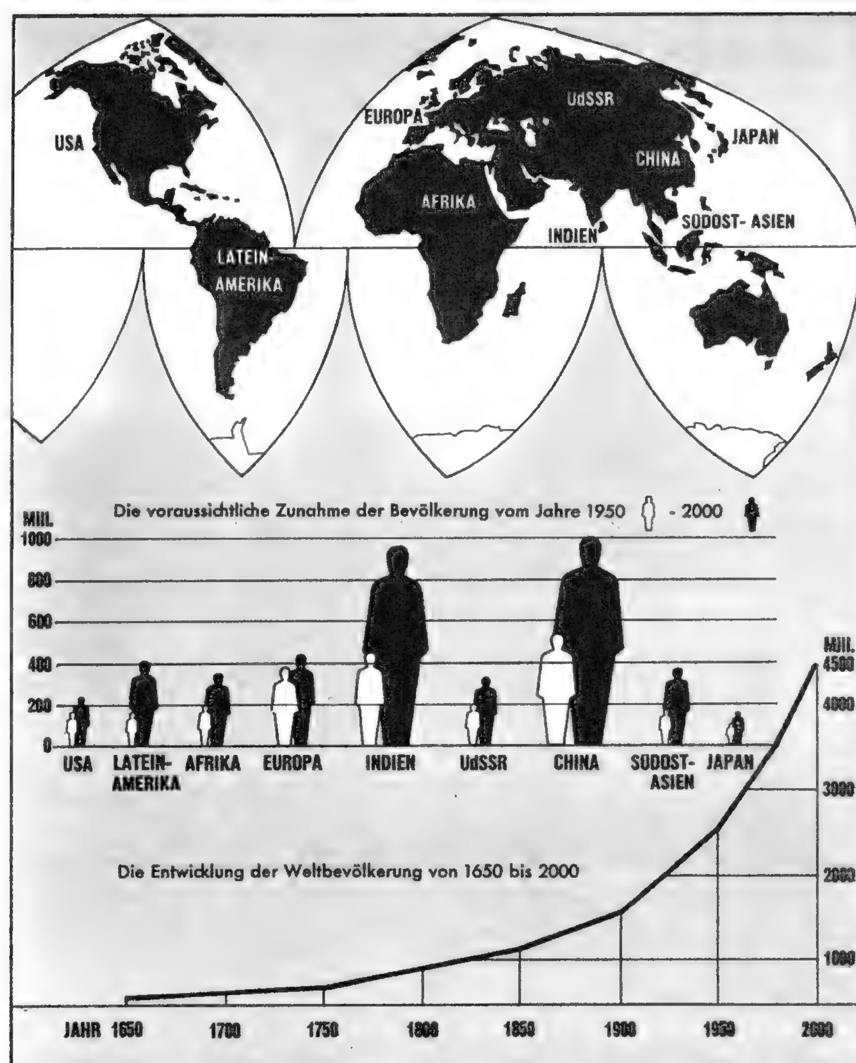
Noch erstaunlicher sind die Versuchsergebnisse, die man mit einem zweiten Präparat erzielte, das in seiner Zusammensetzung dem natürlichen weiblichen Hormon Progesteron entspricht. Das gleiche Mittel — ebenfalls in Tablettenform eingenommen —, das auf der einen Seite die Mutterschaft willkürlich verhindert, fördert auf der anderen Seite die Mutterschaft.

Ein erster Versuch mit 27 Frauen, die sich bisher vergeblich ein Kind gewünscht hatten, brachte vier Frauen kurz nach der Beendigung einer schwach dosierten Hormonkur den langersehnten Erfolg.

Zweiseitig wie die Wirkung ist auch die Problematik dieser Mittel.

Wer kann dafür garantieren, daß dieses Mittel nicht mißbraucht, sondern sinnvoll zum Heile des Menschen eingesetzt wird? Der Arzt etwa, der den aus menschlicher oder sozialer Not ausgelösten Hilferuf seines Patienten erlebt und ihn gegen sein ärztliches Primat abzuwägen hat, das Leben mit allen Mitteln zu erhalten? Der Staatsmann vielleicht, der mit einem Gesetz die drohende Übervölkerung seines Landes verhindern möchte? Oder könnte es der einzelne selbst verantworten, zu wählen zwischen der Sicherung seines persönlichen Wohlstandes durch systematische Geburtenkontrolle oder der Zerstörung des

Fortsetzung Seite 14



Zeichnung: Einicke

Wenn die Statistiker recht haben, wird die Erde im Jahre 2000 fast 4500 Millionen Menschen zählen. 1950 waren es rund 2000 Millionen weniger. Ist es deswegen erlaubt, die Fruchtbarkeit der Menschen willkürlich zu begrenzen?

Geburtenkontrolle durch Tabletten

Fortsetzung von Seite 12

natürlichen Spannungsverhältnisses zwischen den Geschlechtern?

Und doch stellt sich hier die Problematik um die Lebenstabletten nur als ein Teilstück des Vordringens menschlicher Erkenntniskraft in den Geburtsvorgang dar. Stück für Stück zerreißt rastloser Forschergeist den Schleier, den die Natur über das Wunder der Geburt gelegt hat. Stück für Stück analysiert sie das Mysterium der Liebe als den Ablauf physikalischer und chemischer Reaktionen. Aber nicht genug damit. Gleichzeitig mit dieser naturwissenschaftlichen Durchdringung gibt die Forschung dem Menschen auch die Mittel in die Hand, die ihm eine willkürliche Korrektur der Natur ermöglichen. Diese Mittel reichen von der Geburtenkontrolle, über die Geschlechtsvoraussage bis zur Geschlechtsbestimmung.

Das exakte Erkennen des Geschlechtes noch vor der Geburt ist ein alter Wunschtraum der Menschheit. Bereits die Ägypter entwickelten einen Weizen-Gerste-Test, bei dem aus dem unterschiedlichen Wachstum der keimenden Getreidesamen gefolgert wurde, ob ein Junge oder ein Mädchen geboren würde. Die Griechen studierten die Hautveränderungen der werdenden Mutter.

Alle diese Methoden hielten neuzeitlichen Untersuchungen nicht stand. Auch der 1942 von den Wiener Professoren Hampel und Glaser entwickelte Bitterlingstest, bei dem man einem Pärchen dieser Zierfische die Hormone der werdenden Mutter injizierte, erwies sich ebenso wie der von dem deutschen Arzt Dr. Doetsch entwickelte Hauttest und der Speicheltest der Amerikaner Dr. Rapp und Dr. Richardson aus Chikago als unzulänglich.

Eine hundertprozentig bestätigte Voraussage gelang dagegen kürzlich drei israelischen Ärzten von der Jerusalemer Universitätsklinik. Ausgangspunkt ihres Erfolges war die Entdeckung von Zellen mit und ohne Farbkern in der Fruchtblase. Besaßen mehr als die Hälfte dieser Zellen einen Farbkern und lag dieser überwiegend am Rande des Zellenkerngehäuses, so deutete das auf ein weibliches Geschlecht des wachsenden Kindes. Männlicher Nachwuchs war zu erwarten, wenn nur wenige Zellen Farbkerne aufwiesen.

Etwa vier Wochen vor ihrer Niederkunft erhielten die werdenden Mütter durch einen Eingriff — es mußten Eihautzellen entnommen werden — die Gewißheit, ob sie einen Jungen oder ein Mädchen zur Welt bringen würden. Diese Gewißheit mag in ihnen Freude oder Trauer ausgelöst haben. Wie die Reaktion auch war, sie mußten sich damit abfinden. Lohnt sich da solch ein Eingriff? Hat solche Voraussage nicht nur einen Sinn, wenn daraus eine Vorausbestimmung werden könnte? — Und tatsächlich ist selbst diese heute nicht mehr unmöglich: Ein Kind geht aus einer Zelle hervor, die durch die Verbindung zweier elterlicher Zellen gebildet wird. Hierbei gibt jeder Elternteil die Hälfte seiner Erbanlagen in Form von je 24 Chromosomenschleifen ab. Das Geschlecht des Kindes nun wird durch das Sperma bestimmt, das ein Ei befruchtet. Die Hälfte der Spermen enthält ›X‹-Chromosomen, die das weibliche Geschlecht zeugen, die andere Hälfte ist Trägerin des ›Y‹.

Von dieser Erkenntnis ging der amerikanische Erbforscher Professor Manuel Gordon von der Universität Michigan aus. Sein Ziel war es, die beiden verschiedenen Spermen zu trennen und damit das ungewünschte Geschlecht auszuschalten. Diese Trennung gelang Professor Gordon bei Tierversuchen.

Die Methode des Professors Gordon ist indes nicht die einzige Möglichkeit, das Geschlecht zu bestimmen. Bereits vor zwei Jahren teilte der Chemnitzer Gynäkologe Dr. Karl Bienenfeld auf einem Ärztekongreß in Dresden mit, daß es russischen Fachärzten tatsächlich gelungen sei, das Geschlecht vorauszubestim-

men. Nach den Ausführungen Dr. Bienenfelds, die später von einem West-Berliner Gynäkologen bestätigt wurden, haben russische Ärzte in Spezialkliniken seit 1951 jedes Hormon untersucht, das in irgendeiner Form mit Empfängnis und Befruchtung in Zusammenhang steht. Dabei hat man festgestellt, daß die Geschlechtsbestimmungen abhängig sind vom jeweiligen Säure- und Basenhaushalt des Organismus.

Diese Erkenntnis habe die russischen Forscher veranlaßt, mit gezielten Hormongaben, die durch besondere Diät unterstützt wurden, die Organismen beider Elternteile auf eine stärkere Säuren- oder Basenreaktion umzustimmen.

Die Aussage des Chemnitzer Arztes über die russische Methode der Geschlechtsbestimmung fand kürzlich eine Bestätigung in den Forschungsergebnissen des Professors Kennedy McWhirter von der Universität Oxford. Auch er war nach jahrelangen Tierversuchen zu dem Ergebnis gekommen, daß die Geschlechtsbestimmung vom Säuren- und Basenbestand des Blutes abhängig sei, und zwar ausschließlich vom Blut des Mannes. Dominiere der Säuregehalt, so werde das Geschlecht der Nachkommen zum Weiblichen bestimmt. Umgekehrt könnten Männer, deren Blut stärker alkalisch reagiere, mit Jungen rechnen.

Mit der Geschlechtsbestimmung findet ein uralter Traum der Menschheit seine Erfüllung, der im zeremoniellen Trunk von Löwenblut bei Negerstämmen, in vergilbten chinesischen, ägyptischen und althochdeutschen Kräuterrezepten und in geheimnisumwitterten Mitteln weiser Frauen durch Jahrtausende Ausdruck fand. Der Mensch überlistet die Natur. Dürfen wir uns darüber freuen? Bringt uns dieser Sieg Glück?

Als Professor McWhirter seine Beobachtungen über die Geschlechts-Bestimmung veröffentlichte, da sah er sich bereits nach kurzer Zeit gezwungen, in einer englischen Zeitung eine Warnung auszusprechen. Viele Männer hatten, getrieben von dem Wunsch nach einem Sohn, gefährliche Mengen von Mitteln eingenommen, die den Säuregehalt ihres Blutes vermindern sollten. Dabei war es zu gesundheitlichen Schäden gekommen.

Die staatlichen und ärztlichen Instanzen in Rußland ersparten sich solche öffentliche Warnung. Sie mußten bereits bei der Auswahl der Versuchspersonen für die Geschlechtsbestimmung die Erfahrung machen, daß sich dreiviertel aller Eltern einen Jungen wünschten. Dafür waren ausschließlich egoistische Gründe maßgebend. Ein Junge sei leichter aufzuziehen, hieß es. Er sei selbständiger, gebe eine billige Arbeitskraft in der Landwirtschaft und könne später für die Versorgung der Eltern eintreten. Gäbe man also den Eltern die Möglichkeit, das Geschlecht ihrer Kinder selbst vorauszubestimmen, so würde das natürliche Gleichgewicht der Geschlechter bald zerstört werden.

Noch liegen die Mittel und Möglichkeiten in den Händen weniger Wissenschaftler. Aber schon heute wird die Frage drängend, ob der willkürliche Eingriff in die Natur erlaubt sei. Vielleicht gibt es manchmal Gründe, diese Frage zu bejahen. Aus der Beherrschung von Befruchtung und Geschlechtsbildung erwachsen der Medizin Möglichkeiten, verschiedene Krankheiten und Mißbildungen zu bekämpfen.

Was aber geschieht, wenn der Mensch diesen ›Fortschritt‹ selbst in freier Entscheidung einsetzt oder wenn ein Diktator ihn befiehlt? Dann kann eine Generation von Männern entstehen, weil man Soldaten braucht. Dann kann ein Volk ausgerottet werden — ohne daß man es tötet. Wahnideen? Utopien? Wenn wir nicht achtgeben, vielleicht schon die Wirklichkeit von morgen.

Im nächsten Heft: Professor Portmann, der berühmte Schweizer Biologe, warnt die Wissenschaft. Der Mensch muß heil bleiben!

Heizung durch Sonnenstrahlen

Was man bisher nur als phantastischen Plan ansah, das wurde jetzt in Boston (USA) praktisch verwirklicht: Ein Wohnhaus, das auch im strengen Winter durch Sonnenstrahlen geheizt werden soll.

Ein einzigartiges Haus bezieht in diesen Tagen eine amerikanische Familie: Es ist das erste Wohnhaus, das den ganzen Winter über mit Sonnenstrahlen geheizt werden soll. Dieses Haus steht in Lexington, einem Vorort der Hafenstadt Boston, 300 Kilometer nordöstlich von New York.

Der Gedanke, die gewaltige Sonnenenergie aufzufangen und direkt auszunutzen, ist nicht neu. In vielen Ländern der Erde arbeiten Physiker und Techniker an Plänen für Sonnenkraftwerke und kleine Sonnenöfen zum Hausgebrauch. All diese Pläne können jedoch nur in einem sonnenreichen, warmen Klima wahrgemacht werden. Der Versuch, ein Haus in einem Gebiet mit strengem Winter durch Sonnenenergie zu heizen, wurde bisher für wenig aussichtsreich gehalten.

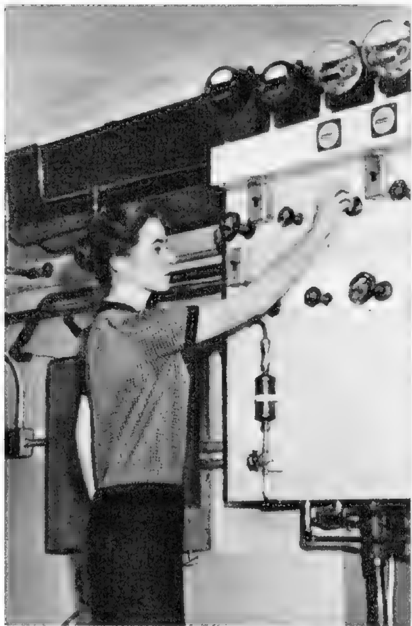
Auf den ersten Blick sieht man dem ›Sonnen-Haus‹, das von Ingenieuren und Architekten des Massachusetts Institute of Technology konstruiert wurde, seine Besonderheit nicht an. Wer aber näher hinsieht, dem fällt das Dach auf, das an der Südseite, dort, wo gewöhnlich die Wohnräume liegen, tief heruntergezogen ist. Dieses Dach besteht aus zwei Schichten Glasscheiben, unter denen schwarzgestrichene Aluminiumfolie liegt. Hier werden die Sonnenstrahlen eingefangen.

Die Sonnenstrahlen dringen durch das Glas und treffen auf die Aluminiumfolie. Dunkle Gegenstände verschlucken besonders viel Strahlung — darum ist die Aluminiumfolie schwarz gestrichen. Die Folie erwärmt sich, die Strahlen, die sie nun jedoch ihrerseits aussendet, sind langwelliger als die Strahlen, die sie aufgenommen hat. Und für diese langwelligen Strahlen ist Glas nicht durchlässig. Die Sonnenenergie ist gefangen, auf die gleiche Weise, in



Fotos und Zeichnung: Popper

Das ›Sonnenhaus‹ von Boston. Auffällig ist, daß das Dach gerade an der Südseite, wo gewöhnlich die Wohnräume liegen, tief herabgezogen ist. Mit dem Dach werden die Sonnenstrahlen eingefangen, die das Haus heizen.



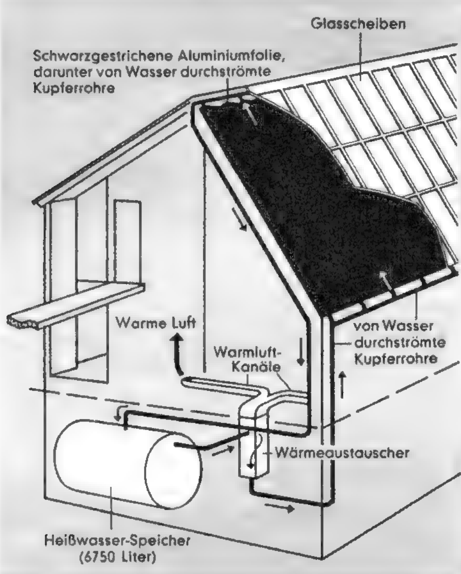
Die Sonnenheizung ist leicht zu bedienen. Man stellt die Temperatur ein — das übrige tut dann die Sonne.

der ein Gärtner die wärmenden Sonnenstrahlen in seinen Gewächshäusern einfängt.

In der Aluminiumfolie ist die Wärme freilich nicht am richtigen Ort. Die Ableitung erfolgt durch Wasser, das in Kupferrohren unter dem Aluminium zirkuliert. Aluminium und Kupfer leiten Wärme sehr gut, so daß sich das Wasser in den Rohren schnell erwärmt. Es fließt zu einem großen, 6700 Liter fassenden Heißwasserspeicher, der im Keller des Hauses, gegen Abkühlung gut isoliert, untergebracht ist. In dieser riesigen ›Thermosflasche‹ bleibt das Wasser warm, auch wenn einige Zeit die Sonne nicht scheint.

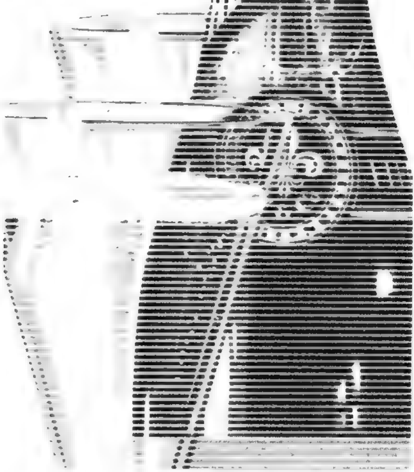
Von dem Vorratstank aus führt eine Leitung zu einem ›Wärmeaustauscher‹, der wie ein Autokühler arbeitet: Luft umstreicht ein vielfach gewundenes Rohr, in dem das heiße Wasser fließt. Das Wasser gibt seine Wärme nun an die Luft ab. Diese erwärmte Luft schließlich gelangt durch Warmluftkanäle in die Wohnräume und heizt sie.

Der nächste Winter wird zeigen, ob die Konstruktion brauchbar ist. Die Eigentümer des Hauses sehen dem Winter gefaßt entgegen. Sie verlassen sich auf die Ölheizung, die vorsichtshalber eingebaut wurde, falls doch etwas schiefgehen oder die Sonne sich zu lange Zeit nicht zeigen sollte. *E. L.*



So arbeitet die Sonnenheizung: Wasser, das in Kupferrohren dicht unter dem Dach fließt, trägt die vom Dach eingefangene Wärme zu einem großen Heißwasserspeicher im Keller. Im Wärmeaustauscher erwärmt das heiße Wasser einen Luftstrom, der dann in die Wohnräume geleitet wird.









Gespenster auf hoher See

Fortsetzung von Seite 18

See und noch kein Schiff. Noch kein Schuß. Nichts. Da kommt der große Tag. Für den 23. März 1942 hat die Seekriegsleitung, die SKL, ein Treffen mit der ›Regensburg‹ verabredet. Sie gehört zu den Versorgern der Hilfskreuzer, die sich tapfer und heimlich auf den Meeren herumtreiben. Die Seekriegsleitung hat den Treffpunkt genau bestimmt. Sogar die Uhrzeit ist festgelegt. Pünktlich steht Schiff 10 auf Position. Man zuckelt dahin. Fast auf die Minute meldet der Ausguck: »Masten in Sicht!« Jeder Mann an Bord ist davon überzeugt, daß es die ›Regensburg‹ sein muß.

Es ist ein strahlend heller Morgen. Ruhige See. Ein Wetter, wie es um 30 Grad Süd üblich ist. Der Signalobergefreite Schmitt sitzt als Ausguck am Flaggenknopf des Vortopps, an der Spitze des vorderen Mastes. Auf Schmitt kann sich der Käptn verlassen. Er ist der beste Mann im Mast. Und der Mann im Mast ist der wichtigste Ausguck, das Auge des Schiffes. Er sitzt 30 Meter über dem Meeresspiegel; getreu dem Grundsatz: je höher der Ausguck, desto weiter die Sicht. Mit Bordmitteln ist das große 40 cm lange Fernglas auf den Knopf des Vortopps montiert. Und zwar so, daß es nach allen Seiten schwenkbar ist und nach oben und unten gekippt werden kann. Auf einem rundherum schwenkbaren Sitz sitzt der Ausguck in seinem weißen Mantel, damit er sich gegen den Himmel nicht als schwarzer Punkt abhebt, und kann das Glas unentwegt über die Kimm wandern lassen. Ein Telefon verbindet den Mann im Mast mit der Brücke. Es ist ein ›BÜ‹, ein Befehlsübermittler mit Kopfhörer und Kehlkopfmikrofon. Das ist notwendig; denn oben am Knopf des Vortopps pfeift ein Wind, gegen den keine Stimme aufkommt. Signalobergefreiter Schmitt hängt am Glas. Das Schiff da drüben kommt langsam näher.

Vermutlich haben sie uns noch nicht gesehen, denkt der Obergefreite. So gut ist der Ausguck auf der ›Regensburg‹ wohl nicht wie bei uns. Ja, der Mann im Mast von Schiff 10 entdeckt so ein Schiff auf 30 Kilometer. Merkwürdig, denkt Schmitt, das Schiff läuft auf uns zu, aber doch recht schräge. Vielleicht stimmt deren Besteck, der Kurs, nicht genau? Vielleicht wollen sie uns auch die Breitseite zeigen, damit wir die Silhouette erkennen sollen!

Alarm auf Schiff 10

Über das Telefon gibt Schmitt seine Beobachtungen auf die Brükke: »Der Schornstein kommt heraus. Zwei Masten hat das Schiff.«

»Zwei Masten?« wundert sich der Kommandant. »Die ›Regensburg‹ hat doch vier Masten.« Der Kriegswachleiter sagt: »Herr Kapitän, der wird zwei Masten aus Gründen der Tarnung gekappt haben. Denn wenn der als Viermaster fährt, dann erkennt doch jeder gleich das Lloyd-Schiff. Es fahren ja mehr Zweimaster als Viermaster zur See.«

Das Schiff kommt näher. Auf der Brücke von ›Thor‹ schießt man das Erkennungssignal aus der Leuchtpistole. Aber die drüben antworten nicht.

»Der Kerl hat uns noch nicht gesehen«, murmelt Robert Meyer.

»Brücke« — ruft der Mann im Mast durchs Telefon.

»Hier ist die Brücke, höre«, antwortet der WO.

»Masten des Schiffes stehen schräg!« tönt es von Schmitt.

Herbert Schrein, der als Torpedooffizier an Bord fährt, wirft ein: »Das wird eine optische Täuschung sein. Die Masten der ›Regensburg‹ stehen gerade.«

Schiff 10 schiebt sich weiter heran. Jetzt sieht man schon von der Brücke aus die Mastspitzen des anderen Schiffes. »Läufer Kommandant!« ruft Gumprich, »Leutnant Gerwin zum Kommandanten auf die Brücke.« Leutnant Gerwin, der Gefangenenoffizier von Schiff 10, ist früher auf der ›Regensburg‹ gefahren.

»Leutnant Gerwin zur Stelle.«

»Marsch, marsch in den Vortopp, Leutnant Gerwin, sehen Sie nach, ob es die ›Regensburg‹ ist!«

Gerwin entert auf. Der Signalgast im Mast macht Platz. Er rutscht ein wenig tiefer. Gerwin nimmt das Telefon um. Die Brücke fragt ungeduldig an: »Na, wie ist es? Ist es die ›Regensburg‹?«

»Sie könnte es sein«, antwortet Gerwin.

»Mensch«, stöhnt der Kommandant, »damit sind wir genauso schlau wie vorher!«

»WO — geben Sie noch einmal Erkennungssignal!«

Keine Antwort!

Also weiter heran. Jetzt kann man drüben die Brücke sehen. Das ist niemals die ›Regensburg‹.

»Alarm!«

»Klar zum Gefecht.«

Aber die Tarnung fällt noch nicht. Die Männer stehen hinter den Geschützen. Die Vorhaltwerte der Artillerie sind eingestellt.

»Vorderes Geschütz enttarnen!«

Die Bordwand klappt hoch. Wie von Zauberhand hingestellt, droht das 15-cm-Geschütz. Entfernung 8 Kilometer. »WO, geben Sie Anton, Anton.« Der Handscheinwerfer blinkt. Diesen internationalen Anruf muß der drüben ja wohl verstehen. »What ship? Wie heißen Sie? Geben Sie Ihr Unterscheidungssignal«, blinkt der WO weiter.

»Stoppen Sie sofort!«

»Ja, sind die denn dort drüben ein Geisterschiff«, knurrt Gumprich. Der Steamer macht eine riesige Qualmwolke. Ist offenbar ein alter Kohlenpott mit uraltem schmalem Schornstein, wie zu Kaisers Zeiten.

»Signaloffizier, setzen Sie die internationalen Zeichen für: Stoppen Sie sofort! Zeigen Sie Ihr Unterscheidungssignal! Benutzen Sie kein FT«, ruft der Kommandant zum Signaldeck. Die Flaggen gehen hoch. Drüben rührt sich nichts. Er stoppt nicht. Stellt er sich dumm? Oder schläft alles an Bord?

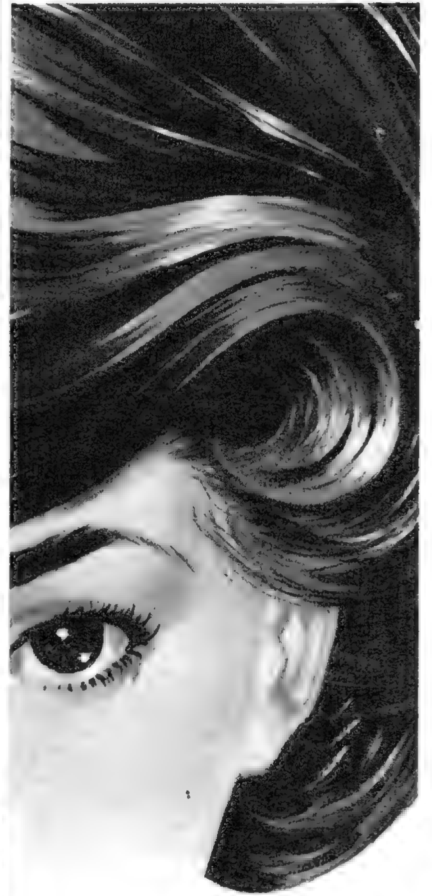
»Vorderes Geschütz: Warnschuß!« Rums, ist die 15-cm-Granate heraus. Die erste nach drei Monaten. Die Granate orgelt hinüber. Geht über das Schiff weg. Wirft eine mächtige Wasserfontäne auf. Da scheint der drüben endlich verstanden zu haben. Er stoppt sofort. Auch Schiff 10 stoppt und zeigt die spitze Silhouette, um ein möglichst kleines Ziel zu bieten. Man kann ja nicht wissen, ob dieser scheinbar alte Pott da drüben nicht als Falle für Hilfskreuzer fährt. Vielleicht hat er Unterwasser-Torpedorohre. Vielleicht ist der Kapitän drüben gar nicht so dumm, wie es bisher schien. Vielleicht will er den erkannten ›German Raider‹ dichter herankommen lassen.

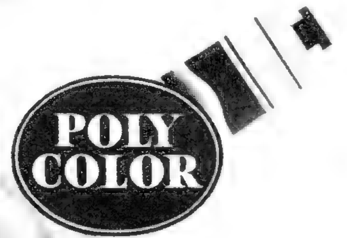
Das Boot mit dem Prisenuntersuchungskommando unter Oberleutnant Meckmann wird ausgesetzt. Schiff 10 nimmt wieder Fahrt auf. In größerem Abstand und mit Zickzackkurs umkreist es seine Beute. Winzig klein kurvt vorn das Boot mit Meckmanns Untersuchungskommando hinüber zu dem Kohlenpott: Leutnant Schrenk hat das Glas vor den Augen. Der Bootsmann Link sitzt als Sprengunteroffizier auf seinen 20-Kilo-Dynamitkisten. 25 Mann und der Matrosenobergefreite Poltzer sitzen noch im Boot. Bis an die Zähne bewaffnet.

»Da bin ich wirklich gespannt, was das für ein Kahn ist«, lacht Link. »Mensch, wenn da bloß keine Schweinerei auf uns wartet«, flüstert der Gefreite Dunsing seinem Freund Piedbouf zu. Beide fühlen nach den Handgranaten im Koppel.

Sie sind heran. Das Fallreep fliegt über die Reling.

In unserm nächsten Heft: Überraschung für Oberleutnant Meckmann.





Wir notieren



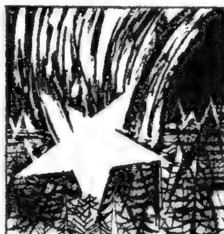
Museumsführung — über Radio. Mit Sendeanlagen wurden zehn Ausstellungsräume der Nationalgalerie in Washington (USA) ausgestattet. Über diese Anlagen werden laufend auf Tonband aufgenommene kunstgeschichtliche Erläuterungen zu den ausgestellten Kunstwerken, ihren Schöpfern und ihrer Zeit ausgestrahlt. Zum Empfang der Erläuterungen können die Besucher Kleinst-Empfänger mit Kopfhörern entleihen. Die Anlage soll nach einem Jahr, wenn sie sich bewährt hat, auf weitere Räume ausgedehnt werden.

Dieses neue System der Museumsführung bietet zwei Vorteile: es werden sorgfältig ausgearbeitete Kommentare hervorragender Fachleute geboten, gleichzeitig werden andere Besucher, die sich in Ruhe die Kunstwerke ansehen wollen, nicht gestört, da man die Erläuterungen nur über die Kopfhörer empfangen kann.

Schutz vor Atomverseuchung. Eine Möglichkeit, um sich vor radioaktivem Strontium zu schützen, das als gefährlichstes Spaltprodukt bei Atombomben-Versuchen entsteht, zeigten jetzt Forscher des Argonne National Laboratory (USA). Bei Versuchen an Mäusen gelang es ihnen, durch eine organische Säure, Rhodizonsäure, radioaktives Strontium, das sich leicht in den Knochen festsetzt, aus dem Körper wieder zu entfernen.

Radioaktives Strontium ist besonders gefährlich, weil es seine Radioaktivität lange behält und weil seine chemischen Eigenschaften denen des Kalziums sehr ähnlich sind. Wie dieses wird radioaktives Strontium mit der Nahrung aufgenommen und dann an Stelle von Kalzium in die Knochen eingebaut. Rhodizonsäure ist eine der wenigen Substanzen, die sich mit Strontium verbinden, mit Kalzium aber nicht. Sie kann daher verwendet werden, um Strontium aus dem Körper zu transportieren, ohne gleichzeitig das lebensnotwendige Kalzium mitzunehmen.

Die chemische Zusammensetzung des sibirischen Riesenmeteoriten. Winzige Bruchstücke des größten Meteoriten, dessen Einschlag in historischer Zeit auf der Erde beobachtet wurde, konnte jetzt endlich, 50 Jahre nach der Katastrophe, der russische Forscher A. A. Javnel nachweisen. Er untersuchte mit modernen Methoden Bodenproben, die von 1929 bis 1939 bei Expeditionen zur Einschlagstelle in der sibirischen Taiga gesammelt worden waren. Dabei fand er Kügelchen von wenigen tausendstel Millimeter Durchmesser, die aus gediegenem Eisen mit dem bei Meteoriten üblichen Gehalt von Nickel und Kobalt bestanden.



Als Meteoriten bezeichnet man Trümmer von kosmischen Körpern, die nicht, wie ›Sternschnuppen‹, bei Eintritt in die Erdatmosphäre vollständig verdampfen. Der sibirische Riesenmeteorit, der am 30. Juni 1908 niederging, verwüstete 1600 Quadratkilometer Wald. Erst 1927 begannen wissenschaftliche Untersuchungen an der Einschlagstelle. Durch Bohrungen und Grabungen fand man jedoch kein Material, das von dem Meteoriten stammte. Erst durch feinste chemische Methoden konnte man jetzt die Trümmer dieses Himmelskörpers nachweisen, dessen Einschlag 1000 Kilometer weit gehört wurde.



Hohe Kunst der Indianer-Dentisten. Ausgezeichnete Zahnärzte hatten bereits die Indianer der Teotihuacán-Kultur (Mexico) vor 1500 Jahren. Untersuchungen des schwedischen Professors S. Linné an ausgegrabenen Gebissen zeigten eine hochentwickelte Technik für Zahnfüllungen. Diese bestanden aus Jadeit, einem hellgrünen Mineral, und wurden in den Eckzähnen in fachmännisch angelegten Bohrlöchern einzementiert. Die Analyse des verwendeten Zements ergab 12 Elemente, die in ähnlichen Verhältnissen wie Portland-Zement gemischt waren.

Die sehr diffizile Zusammensetzung des verwendeten Zahn-Zements zeigt, daß sich die Indianer intensiv mit dieser Frage beschäftigt hatten. Die erstaunliche Plombier-Technik wurde jedoch nicht entwickelt, um sich vor Zahnschmerzen zu schützen. Die auffälligen grünen Zahnfüllungen wurden vielmehr zum Schmuck in die Eckzähne eingesetzt.

Zeichnungen: Einicke

Die Könige Europas

VON URSULA MENCK

Königinnen begegnen sich: Elizabeth II. und Juliane • Margrethe von Dänemark wird Kronprinzessin • Baudouin von Belgien gibt seinen ersten Hofball • Luxemburg feiert eine glanzvolle Fürstenhochzeit. Alle Zeitungen sprechen davon. Denn die Könige Europas haben wohl ihre Macht, aber nicht ihren Glanz verloren.

Der Erzbischof verneigte sich nach allen vier Himmelsrichtungen. Und jedesmal sagte er: »Sirs, ich stelle Ihnen Königin Elizabeth, Ihre unbezweifelbare Königin, vor. Sie sind heute erschienen, um ihr zu huldigen und Ihre Dienste anzubieten. Sind Sie dazu bereit?«

»Gott erhalte unsere Königin«, antworteten alle.

»Und wie Salomon von Zadok, dem Priester, und Nathan, dem Propheten, gesalbt wurde, so sollst du gesalbt, gesegnet und geheiligt werden als Königin — du, die Gott der Herr ausersehen hat, zu herrschen und zu regieren, im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen!«

Es war eines der großartigsten Schauspiele unseres Jahrhunderts. Es war mitten im Zeitalter der Massen ein Triumph des Königtums. Millionen Engländer jubelten der jungen Königin Elizabeth zu, als sie am 2. Juni 1953 in der goldenen Staatskarosse zur Krönung fuhr.

Millionen Republikaner jubelten ihr zu, als sie später Amerika, Frankreich, Portugal besuchte.

Dabei sandten die Franzosen ihren eigenen König aufs Schafott. Dabei befreiten die Amerikaner in hartem Unabhängigkeitskampf ihr Land von der Tyrannei eines englischen Königs. Dabei sandten die Portugiesen ihren Herrscher ins Exil.

Was ist es, das unsere Epoche der Gleichheit und der Vernunft an der Monarchie begeistert? Der Zauber des Hofzeremoniells, der farbenprächtige Glanz, den kein Film überbieten kann? Die Schönheit einer jungen Königin, die uns zulächelt und glücklich macht?

»Könige werden mit Recht Götter genannt«, sagte 1609 König Jakob I. zum englischen Parlament. Auch sein

Foto: Keystone

Jedes Jahr nimmt Königin Elizabeth II. in purpurner Uniform und hoch zu Roß mit Prinz Philip, Herzog von Edinburgh, die traditionelle Truppenparade an ihrem offiziellen Geburtstag ab. Millionen Engländer jubeln ihr zu.



Foto: Pop

Als ältester Kronprinz bestieg Gustaf VI. Adolf 1950 mit 68 Jahren den Thron Schwedens. Königin Louise, eine englische Prinzessin von Battenberg, ist seine zweite Frau. Zwei seiner Söhne heirateten bürgerliche Mädchen.

Über Prinzessin Margaretas Liebe (rechts) zu einem englischen Barpianisten schrieben alle Zeitungen. Sie ist Enkelin des schwedischen Königs. Neben ihr die Schwestern Desirée und Birgitta (l.).

Foto: AB. Repo

Nachfolger Karl I. war davon überzeugt. Und da er auch so handelte, köpfte man ihn. Das war kurz vor der Zeit, da in Frankreich der Sonnenkönig das ›absolute‹ Szepter schwang, da Ludwig XIV. sagte: »Der Staat bin ich.« Er regierte unumschränkt. Warf Leute ins Gefängnis, erhob Steuern, führte Kriege und schloß Frieden. Verantwortlich nur Gott und der Geschichte — aber: gestützt auf den Adel. Geliebt von wem?

Von Gottes Gnaden nennt sich auch Elizabeth. Sie ist das Haupt der englischen Staatskirche. In Ehrfurcht beugen sich ihre Untertanen vor ihr. Aber der Staat ist sie nicht. Die englische und die französische Revolution haben ihr die Macht genommen und den Glanz belassen.

»Der König regiert, aber er herrscht nicht«, heißt es heute. Er ist das Oberhaupt des Staates, politische Macht gewährt man ihm nicht. Neutralität ist seine Stärke. Unabhängig schwebt er über der Parteien Streit, über sozialistischen und konservativen Regierungen. Identifiziert er sich mit einer Partei, so verliert er seinen Sinn. Nie darf er Sturmzentrum parlamentarischer Kämpfe sein. Wird er es, dann ist er nicht mehr nützlich. Und es ist ganz unwichtig, ob er dann eine zahlenmäßige Mehrheit hinter sich hat, wie etwa Leopold von Belgien, als er über seine Rückkehr aus dem Schweizer Exil und auf den belgischen Thron abstimmen ließ.

Die Engländer haben für diese höchste Neutralität immer ein gutes Gefühl gehabt. Manche waren vor Jahren gewiß für Edward VIII., als



Foto: Popper

Belgiens trauriger König Baudouin I. lächelt. Der 27jährige gilt als der begehrteste königliche Junggeselle. Wird er bald heiraten?



Foto: David Seymour/Magnum

Das letzte Königspaar auf dem Balkan: König Paul I. der Hellenen und Königin Friederike. Im Bürgerkrieg gewannen sie die Herzen des Volkes. Sie kündigten jetzt drastische Sparmaßnahmen an.

Foto: Popper

Acht Schimmel zogen die goldene Staatskarosse, als Elizabeth am 2. Juni 1953 vom Buckinghampalast zu ihrer Krönung in die Westminster-Abtei fuhr.

er die Frau seines Herzens heiraten wollte. Aber viele waren auch dagegen. In einer vorbildlichen Familie, so sagten sie, gibt es keine Scheidung. Ein vorbildlicher König heiratet keine zweimal geschiedene Frau. Es hätte Kämpfe gegeben. Und so dankte Edward VIII. ab und verließ das Land. Es hätte auch Kämpfe gegeben um Prinzessin Margaret, obwohl Millionen Engländer ihr Glück und Liebe an der Seite Mr. Townsends wünschten. Und weil diese Kämpfe an die Wurzeln des englischen Königtums rührten, entschied sich Margaret für die Pflicht gegen die Liebe. Denn ein König und sein Haus müssen heute allgemein geliebt und geachtet sein — so sehr, wie es nur menschenmöglich ist. So sehr, wie es kaum je der Fall war.

Der Thron ist das Symbol für die Einheit der Nation. In Belgien etwa vereint er Vlamen und Wallonen. Als Leopold abdankte, dachte niemand daran, ohne einen König zu leben. Baudouin I. folgte dem Vater auf den Thron. Die Krone Englands hält das Commonwealth zusammen. Sie ist, wie Churchill sagt, das geheimnisvolle, magische Band, das die lose zusammengefügte Völkergemeinschaft verbindet.

Heute ist der König das Symbol des Freiheitswillens. Als der 1957 verstorbene Haakon von Norwegen von Hitler aufgefordert wurde, den norwegischen Faschistenführer Quisling zum Ministerpräsidenten zu machen, sagte er nein, floh in den Norden des Landes und dann nach England. »Er hat unsere Ehre gerettet«, sagen die Norweger, »das werden wir ihm nie vergessen.« Und als man Juliane der Niederlande einen

Fortsetzung Seite 26



Foto: Conti-Press

Erbgroßherzog Jean von Luxemburg mit seiner Gattin Joséphine-Charlotte, einer Schwester Baudouins I., und ihren Kindern Marie-Astrid und Henri.



Foto: Popper

Der norwegische Kronprinz Harald während eines Manövers. Sein Großvater Haakon VII., dänischer Prinz, war der einzige gewählte König Europas.



Foto: Match

Königin von Holland wird Kronprinzessin Beatrix. Es heißt, daß ihre Mutter Juliane bald zu ihren Gunsten abdanken werde.



Foto: Keystone

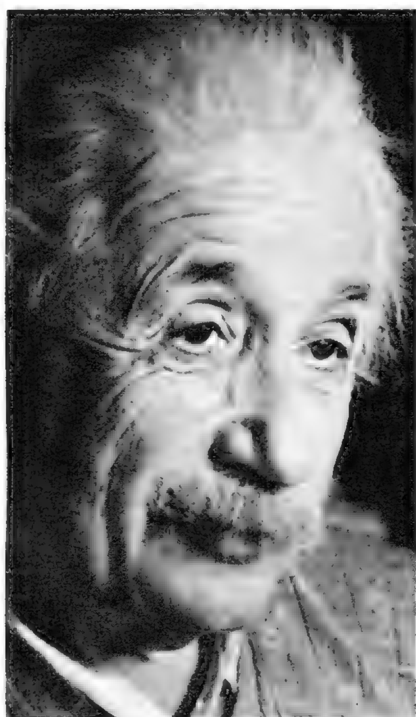
Königin von Dänemark wird Kronprinzessin Margrethe. Ihr 18. Geburtstag am 16. April war nationaler Feiertag. 45 600 Mark beträgt ihr Jahresgehalt.

Höhepunkt des Kanzlerbesuches in London war das Abendessen, das Elizabeth II. auf Schloß Windsor zu Ehren von Dr. Adenauer gab. Foto: dpa

Ewige Jugend für Raumpiloten?

VON DR. THEO LÖBSACK

Einsteins Lehre ergibt für den künftigen Weltraumfahrer eine fast unglaubliche Konsequenz: Während seine Freunde auf der Erde Greise werden, bleibt der Weltraumfahrer in der rasenden Rakete jung. Benutzt er eine ›überlichtschnelle‹ Rakete, so kann er — wie Professor Sänger in Stuttgart berechnete — das ganze Weltall in 42 Jahren umkreisen. Bei seiner Rückkehr aber ist die Sonne erloschen, die Erde erkaltet. Hier sind inzwischen Milliarden Jahre vergangen.



Professor Albert Einstein. Seine Theorien bilden die Grundlage für die Annahme, daß ein Mensch, der sich mit hoher Geschwindigkeit im All bewegt, langsamer altert als andere, die auf der Erde zurückbleiben.



Fotos: dpa

Professor Eugen Sänger, Leiter des Instituts für Physik der Strahlantriebe in Stuttgart, berechnete die technischen Einzelheiten für den Flug lichtschneller Raketen, in denen die Zeit langsamer abläuft als auf der Erde.

Die Aussicht, das Weltall einst mit lichtschnellen Raketen zu durchrasen, eröffnet dem Menschen eine phantastische Zukunft: ›Dornröschen‹ vergleichbar, wird er dem Ablauf der Zeit entrinnen können.

Wenn man eine von zwei völlig gleichgebauten, sehr genau gehenden Uhren in eine Rakete steckte und diese Rakete mit nahezu Lichtgeschwindigkeit durchs All fliegen ließe, so würde man nach ihrer Rückkehr feststellen, daß diese Uhr gegenüber der auf der Erde gebliebenen beträchtlich nachgeht. Die Zeit in der schnellfliegenden Rakete ist langsamer verflossen als die Zeit auf der Erde.

Würde ein Mensch die Rakete besteigen, so geschähe das gleiche. Je nach der Geschwindigkeit der Rakete würde sich sein Herzschlag verlangsamen und alle Körperfunktionen würden langsamer ablaufen (ohne daß er davon etwas merkt). Denken wir uns zwanzigjährige Zwillinge, von denen der eine die Raketenreise antritt, während der andere auf der Erde bleibt. Wenn der Raketenflieger nach ein paar Jahren zurückkehrt, wartet sein Bruder am Flughafen mit greisem Haar und Bart auf ihn, während er selber noch jugendfrisch und kaum gealtert ist.

Um was es hier geht, ist eine der am schwersten zu begreifenden Folgerungen aus der Einsteinschen Relativitätstheorie. Die Tatsache, daß ein Mensch, nur weil er sich schneller bewegt, langsamer altert als ein anderer, liegt außerhalb jeder Erfahrung, sie erscheint uns als Trugschluß der modernen Naturwissenschaft.

Und doch ist diese Folgerung berechtigt. Einsteins Lehre sagt, daß die Zeit kein absoluter Begriff ist, sondern ebenso wie Raum und Geschwindigkeit nur für das jeweilige ›Bezugssystem‹ gilt. Ein Beispiel: Wenn man sagt, ein Flußdampfer hat am Tage eine bestimmte Anzahl Kilometer zurückgelegt, so bezieht man diese Entfernung auf die zurückgelegte Strecke parallel zum Ufer. Berücksichtigt man aber, daß sich auch die Erde dreht, so ergeben sich ganz andere Verhältnisse. Weg, Geschwindigkeit, Zeit — alle diese Begriffe sind ›relativ‹. Ein Beobachter auf der Erde bezieht sie auf seine irdische Umgebung, er hat ein ganz anderes Bezugssystem als beispielsweise ein Mensch, der sich mit großer Geschwindigkeit durchs All bewegt.

Aus diesen heute nicht mehr umstrittenen Überlegungen ergeben sich nun merkwürdige Folgen. So erscheinen für den schnell sich bewegenden Raumfahrer die Maßstäbe zusammengeschrumpft. Fliegt er fast lichtschnell an der Erde vorbei, so erscheint ihm die Erdkugel nicht schön rund wie aus der Sicht des sich ›langsam‹ bewegenden Erdsatelliten, sondern plattgedrückt wie ein Pfannkuchen. Seine Zeit läuft gegenüber der irdischen Zeit langsamer ab. Davon merkt er freilich nichts; für ihn vergehen Minuten, Stunden und Tage genauso wie er es von der Erde her gewohnt ist. Erst in dem Augenblick, da er auf die Erde zurückkehrt, stellt er den Unterschied fest.

Daß es sich bei diesem Gedankengang nicht um eine bloße Spekulation handelt, kann die moderne Physik seit kurzem exakt nachweisen durch das Verhalten bestimmter Elementarteilchen, die man My-Mesonen nennt. Diese winzigen Partikelchen entstehen in der Ozonschicht der irdischen Lufthülle, 30 bis 40 Kilometer hoch über der Erde, beim Zusammenprall elektrisch geladener Atombruchstücke aus dem Weltall mit Atomkernen der Atmosphäre. Ein solches mit Lichtgeschwindigkeit in Richtung Erde dahinschießendes Meson, so wurde berechnet, hat eine Lebensdauer von nur etwa zwei millionstel Sekunden, bevor es zerfällt. Es dürfte also bei seiner Geschwindigkeit, 300 000 Kilometer in der Sekunde, nur einen Weg von etwa 600 Metern in der Luft zurücklegen — zu größeren Strecken reichten die zwei millionstel Sekunden Lebensdauer nicht aus.

Tatsächlich lassen sich die Mesonen aber noch an der Erdoberfläche nachweisen, sie müssen also einen Weg von mindestens 30 Kilometern zurückgelegt haben.

Die Erklärung für dies scheinbar paradoxe Spiel der Natur ist wieder die Relativität der Zeit. Die Zeit läuft in dem Bezugssystem der schnellfliegenden Mesonen langsamer ab als in dem des irdischen Beobachters. Folglich kann das Meson auch einen längeren Weg zurücklegen als berechnet, denn es hat — von seinem Standpunkt aus gesehen — mehr Zeit für den Flug zur Verfügung. Berechnet man den Weg eines Mesons noch einmal und berücksichtigt nun die Relativität der Zeit, so ergibt sich statt der erwarteten 600 Meter auch wirklich ein Wert von etwa 30 Kilometern.

Einstein hat also recht. Sind aber die ungeheuren, in das Wunderland seiner Theorie führenden Geschwindigkeiten von irdischen Flugkörpern je erreichbar?

Die heute üblichen Raketen sind weit davon entfernt. Ihre Geschwindigkeiten verhalten sich zu den hier erforderlichen wie die einer Schnecke zu der eines modernen Überschall-Jägers. Aber wenn es einmal gelingt, Energie durch restlose Umwandlung von Materie in Strahlung zu gewinnen, dann könnten Raketen entstehen, die an Stelle chemischer Treibstoffe die Rückstoßkraft stark gebündelter, elektromagnetischer Strahlung ausnutzen. Solche ›Photonenraketen‹ (von Photon = Lichtquant) würden Geschwindigkeiten erzielen, die — vom Beobachter auf der Erde beurteilt — der des Lichtstrahls nahekommen. Für die Raketenbesatzung indessen ergibt sich die überraschende Tatsache, daß sie die Lichtgeschwindigkeit sogar überschreiten kann. Professor Dr. Eugen Sänger, der Leiter des Instituts für Physik der Strahlantriebe in Stuttgart, hat über dies Problem ausführliche Berechnungen veröffentlicht. Er schreibt:

»Die Besatzung wird daher in ihrer einsamen Fahrzeugwelt auch eine eigene Zeitrechnung eröffnen, sie wird ohne jede Bezugnahme auf die Außenwelt ihre Eigenzeit und ihre Eigenbeschleunigung mittels der hierfür üblichen, an Bord befindlichen Instrumente messen und kann... nach den Gesetzen der klassischen Mechanik eine Eigengeschwindigkeit ableiten, die beliebig größer als die Lichtgeschwindigkeit werden kann, und einen Eigenweg, der völlig verschieden ist von den Angaben der irdischen Astronomen, der aber den Treibstoffverbrauch des Raketenantriebes bestimmt.«

Eine solche Rakete würde, mit der Beschleunigung eines fallenden Steins fliegend, nach knapp einem Jahr die Lichtgeschwindigkeit erreichen. Nach knapp zehnjähriger Flugzeit, bei zehnfacher Lichtgeschwindigkeit, würde die Besatzung schon fast zehntausendmal langsamer leben als ein irdischer Beobachter, und die Zeit in der Rakete begänne mehr und mehr stillzustehen.

Mit solchen Photonenraketen wäre es nach Sänger sogar möglich, das gesamte heute bekannte Weltall mit seiner Ausdehnung von mehreren Milliarden Lichtjahren zu umfahren, wobei die erforderliche Zeit für diese ›letzte Reise‹ etwa 42 Menschenjahre beträgt. Wollte die Besatzung der Weltall-Rakete zur Erde zurückkehren, so würde sie freilich kaum noch einen bewohnbaren Planeten vorfinden. Denn auf der Erde wären inzwischen viele hundert Jahrmillionen vergangen. Die Sonne wäre vermutlich längst erloschen und die Erde würde dahintreiben, leblos, ein kalter Gesteinsklumpen in der Unendlichkeit des Alls.

Vorerst wird man sich allerdings mit weniger langen Reisen bescheiden müssen. Ungewiß bleibt, ob und wie die Gefahr der im Raum befindlichen freien Atome bewältigt werden kann. Diese winzigen Teilchen würden sich durch die Wände des dahinrasenden Raumschiffs bohren und — durch die hohe Geschwindigkeit des Raumschiffs zu bedrohlichen Geschossen verwandelt — der Besatzung schwere biologische Schäden zufügen.

Die Photonenrakete selbst jedoch liegt im Bereich der technischen Möglichkeiten von morgen, und mit ihr würde das Märchen vom Dornröschen eine gespenstisch zeitnahe Bedeutung bekommen: Der Raumpionier als das schlafende Kind, das nach vielen Jahren jugendfrisch erwachte. Daß es allerdings kein rosenumranktes Schloß ist, in dem der Raumfahrer ›aufwacht‹, sondern vielleicht eine öde, allen Lebens beraubte Erde, das freilich dünkt uns eine weniger märchenhafte Begleiterscheinung jener abenteuerlichen Reisen zu fernsten Welteninseln.

OHNE FILTER



Nº 16
leicht

MIT FILTER

KRISTALL STELLT VOR



Foto: dpa

AUF DEUTSCHLAND-TOURNEE

Ihr Vater war Ballettmeister, ihre Mutter Tänzerin. So erlebte Galina Ulanova schon als Kind, was das heißt: am Tage hartes Training, abends Vorstellung. Die Eltern schickten die 7jährige Galina auf die Petrograd-Schule für Choreographie. Über das Leningrader Opern-Ballett kam sie ans Bolschoi-Theater Moskau als Primaballerina. Seitdem ist ihr Name im klassischen Land des Balletts, in Rußland, und über dessen Grenzen hinaus, ein Begriff. Die heute 46jährige Galina Ulanowa gilt als die größte Tänzerin unserer Zeit. Adenauer sah sie 1955 in Moskau, Westdeutschalnd erwartet sie im Juli zu einem Gastspiel.

HOFFNUNG FÜR HERZKRANKE

Bislang mußte sich Prof. Dr. Ernst Derra, Direktor der Chirurgischen Klinik der Medizinischen Akademie Düsseldorf, allein auf seine Chirurgenhände bei Herzoperationen verlassen. Bald wird ihm eine Herz-Lungen-Maschine zur Verfügung stehen. Unzählige Herzkranke hoffen auf dies Wundergerät, mit dessen Hilfe in USA die schwierige Vernähung von Löchern in der Scheidewand des Herzens gelang. Auch ohne die Maschine wagte Prof. Derra diesen Eingriff als erster Herzchirurg in Europa. »Nächste Woche ist der Bub gesund«, tröstete er eine Mutter. »Sein Herz saß übrigens rechts Aber es war keine Sensation.«



Foto: AP

Die Könige Europas

Fortsetzung von Seite 22

deutschen Vorschlag überbrachte, Holland mit Deutschland zu vereinigen, antwortete sie nur: »Oh, ich glaube, Mama (Königin Wilhelmina) ist zu alt, um ein so großes Land wie Deutschland zu regieren.«

Ein König muß heute demokratisch leben und populär sein. So wie Gustaf VI. Adolf, Schwedens regierender König. »Wen würden Sie zum Präsidenten wählen?« fragte einst ein Journalist den Führer der schwedischen Arbeiterpartei — die man nur die Königlich Schwedische Arbeiterpartei nennt —, »wenn Schweden eines Tages kein Königreich, sondern eine Republik sein sollte?«

»Unsern König natürlich . . .«, antwortete der Sozialist.

Nun ist gerade in Skandinavien demokratische Tradition auch bei den Königen nicht erst in unserem Jahrhundert zu finden. Einen Satz wie »Des Königs Wille ist das oberste Gesetz«, den Wilhelm II. noch in diesem Jahrhundert in das Goldene Buch Münchens schrieb, hätten sie wohl nie geprägt. Die Herrscher Skandinaviens brauchten keine Leibwache. Gustaf V. von Schweden, der tennisspielende ›Mister G.‹, duzte seine Minister, seine Arbeiter und Hofdamen. Bei der Krönung lehnte er es ab, sich die Krone aufs Haupt setzen zu lassen. Seither ist sie nur noch ein Museumsstück.

Frederik von Dänemark, der König mit den tätowierten Armen, läßt über den Funk sein Volk an seinem Familienleben teilnehmen. Als er 1947 den Thron bestieg, verbot er als erstes die Floskel vom ›untertänigen Diener seiner Majestät‹.

Könige heute leben ohne Prunk. Sie sind zwar meist reich oder wohlhabend. Aber von goldenen Tellern essen sie nicht, es sei denn bei Staatsbanketten. Sie leben bürgerlich und einfach und werden gerade deshalb geliebt und verehrt. König Carols Luxusleben in Rumänien gewann ihm einst keine Freunde. Man schätzte auch nicht die Extravaganzen des Prinzen von Wales, als er noch nicht Edward VIII. war.

Aber man liebt Elizabeth, die gute Ehefrau und Mutter. Man will nicht, wie es Lord Altrincham forderte, daß sie hervorragend klug und gewandt sein soll: eine Mischung von Katharina der Großen, der raffinierten Madame Pompadour und der politisch weisen Elizabeth I. Eine verlockende Mischung zwar, aber sie paßt nicht in unsere Zeit.

Aber natürlich darf eine Königin keine Kleinbürgerin sein. Hof und Krone sollen den Glanz des 19. Jahrhunderts widerspiegeln, die Zeit von Englands Größe. In einer Märchenkutsche wollen sie die Königin durch Londons Straßen fahren sehen, mit



Foto: Privat

DEUTSCHER BESTSELLER

Zwölf Jahre lang lebte Alice Ekert-Rotholz in Südostasien: Als Frau des bekanntesten westlichen Zahnarztes von Bangkok führte sie ein großes Haus mit vielen Dienern. Als sie 1952 nach Deutschland zurückkehrte, begann sie zu schreiben. Schon ihr zweites Buch ›Wo Tränen verboten sind‹, der Roman einer europäischen Familie in Ostasien, wurde ein Welterfolg. Er ist in zehn Sprachen übersetzt, und in diesen Wochen erscheint die amerikanische Buchausgabe in einer Rekordauflage, wie sie kein deutscher Romanautor nach dem Kriege erreichte. Neben der großen Verlagsauflage wird der amerikanische Buchklub ›The Literary Guild‹ allein 150 000 Exemplare drucken. Hollywood will das Buch noch in diesem Jahr verfilmen. Eine deutsche Pearl Buck? Der Roman der Hamburger Autorin Alice Ekert-Rotholz ist das Dokument einer Zeit, in der das Lächeln Asiens erstirbt.

einem Lächeln auf den Lippen, Symbol vergangener Größe und gegenwärtiger Träume. Mit Erinnerungen beladen und mit Hoffnungen, ohne die auch die aufgeklärten Menschen des 20. Jahrhunderts nicht leben mögen. Mit einer Krone auf dem Haupt, die schwer ist von Tradition.

Zwar begrüßt man es, daß mancher Zopf am Hofe gefallen ist. Daß Prinz Charles in eine gewöhnliche Schule geht, zum erstenmal gibt es so etwas in der englischen Geschichte. Daß Elizabeth sich im Fernsehen zeigt. Daß Margaret mit Freunden tanzen geht. Aber das holländische und dänische Ideal des Königtums ›auf dem Fahrrad‹ wünschen die Engländer nicht.

Wie eine Insel in Europa ist die britische Monarchie. Der Glanz der Krone, der machtlosen, gehört ihr mehr als allen anderen Königreichen. Er ist in Jahrhunderten gewachsen. Es gibt ihn so nur noch hier. Und er läßt sich nicht verpflanzen. Die goldglänzenden Säle, die strahlenden Lüster, der Ball des Jahrhunderts in Brüssel vermochten diesen Glanz auf dem Kontinent nicht recht lebendig zu machen.

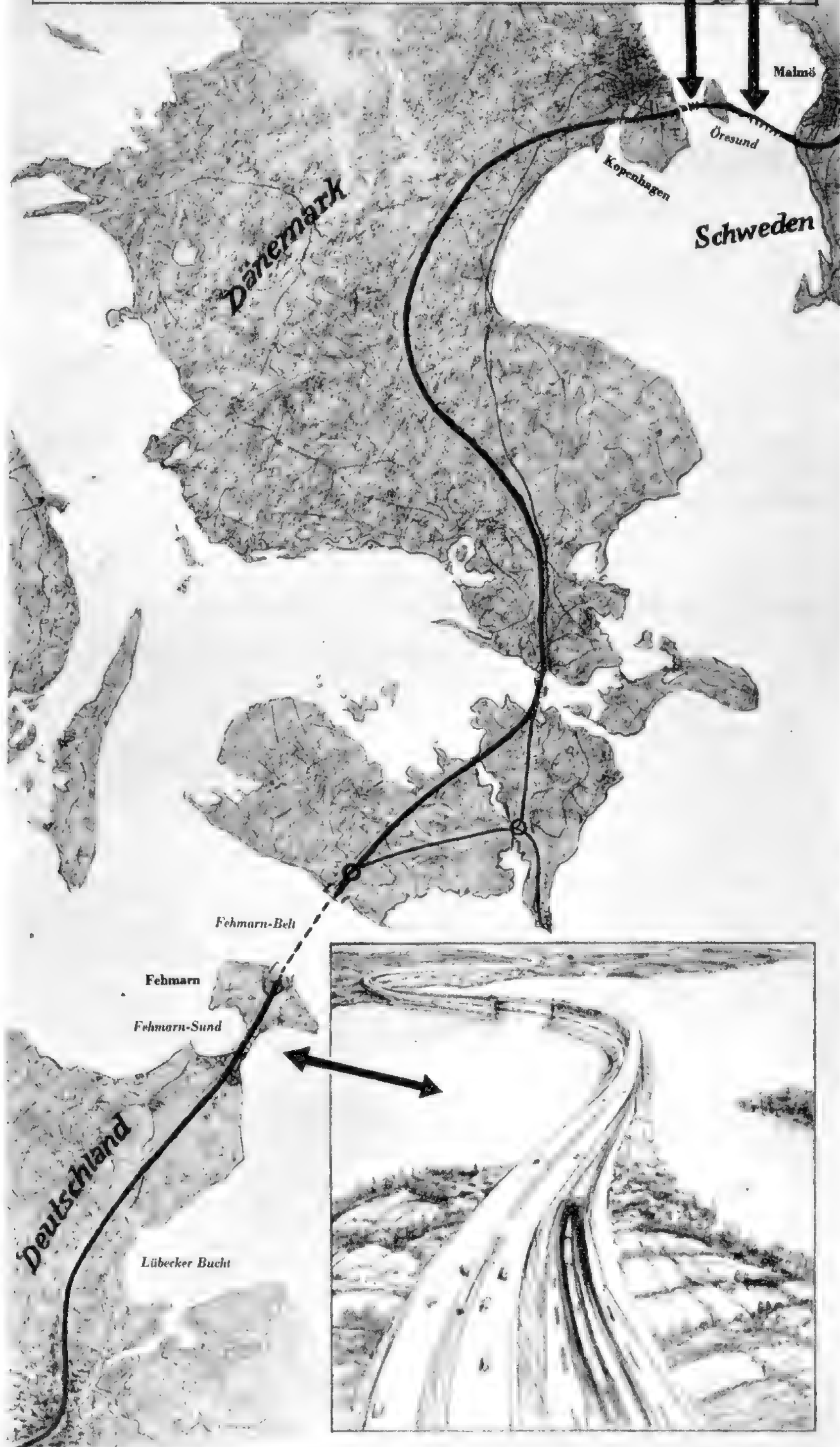
Ein König heute — und klingt es noch so paradox — ist die beste Garantie für die Demokratie gegen die Diktatur. Deshalb ist es auch gerade der linke Flügel der spanischen Regierung, der wieder einen König auf dem spanischen Thron sehen will.

Sie verbinden Erdteile

Ein Bericht über kühne Brücken- und Tunnelprojekte / VON JOHANNES FREISEL

In Kopenhagen wurde das Protokoll zur ›Vogelfluglinie‹ unterzeichnet. 1959 beginnt der Bau der kürzesten Verbindung zwischen Deutschland und der dänischen Hauptstadt. Dieses Riesenprojekt rückt Dänemark und die Bundesrepublik näher zusammen. Ähnliche Pläne werden in der ganzen Welt vorbereitet.





Zeichnung: G. Klentze

Der kürzeste Weg Deutschland—Dänemark—Schweden — die ›Vogelfluglinie‹ — wird gebaut (Mitte). Eine Brücke wird den Fehmarnsund überspannen (unten). Tunnel und Brücke über den Öresund (oben) sind zunächst ein Plan.

Schon unsere Kinder werden sich nicht mehr wundern, wenn sie mit dem Skandinavien-Expreß ohne Unterbrechung von Hamburg über Kopenhagen nach Stockholm fahren. Für sie wird es nichts Besonderes mehr sein, über kilometerlange Hochbrücken die Ostsee zu überqueren oder durch einen Tunnel unter dem Meeresboden die schwedische Küste zu erreichen.

Der erste Schritt zur Verwirklichung der direkten Verbindung von Süd- und Mitteleuropa nach dem Norden des Kontinents, nach Dänemark, wurde jetzt getan. In Kopenhagen unterzeichneten der deutsche Verkehrsminister und sein dänischer Kollege das Protokoll zur sogenannten ›Vogelfluglinie‹. Sie folgt als Straße und Bahn dem Flug der Zugvögel und ist der kürzeste Verkehrsweg von der südlichen Küste Schleswig-Holsteins nach der dänischen Hauptstadt. Zwischen den Inseln Seeland, Falster und Lolland führt sie über bereits vorhandene Hochbrücken, die von Dänemark erbaut wurden.

Seit hundert Jahren beschäftigen sich Ingenieure und Staatsmänner mit diesem Projekt. Jetzt stellten Dänemark und die Bundesrepublik 250 Millionen Mark bereit. Noch in diesem Jahr sollen die Vorarbeiten abgeschlossen werden. 1959 will man mit dem Bau beginnen.

›Vogelfluglinie‹ bis Schweden

Für einen ununterbrochenen Verkehr nach Dänemark bringt das Unternehmen ›Vogelfluglinie‹ noch keine Ideallösung. Ein Meeresarm der Ostsee, der 19 Kilometer breite Fehmarnbelt, muß zunächst noch mit einem Fährschiff überquert werden. Doch der Fehmarnsund, das andere große Hindernis auf dem Weg nach Kopenhagen, wird von einer 5 Kilometer langen Hochbrücke überspannt werden. In zwei Etagen kreuzt sie in 35 Meter Höhe das Meer. Oben rollen FD-Züge, unten Autos. In fünf Jahren wird der erste Expreß über die Brücke donnern und zwei Stunden eher den Kopenhagener Hauptbahnhof erreichen als heute.

Zunächst setzen die begrenzten Geldmittel einen Schlußpunkt in Kopenhagen hinter die Linie. Aber die Ingenieure denken schon weiter. Für sie läuft die ›Vogelfluglinie‹ über den Öresund bis hinüber nach Schweden.

Ihr Plan: ein Tunnel unter dem Meeresboden von Kopenhagen bis zur Mitte des Sunds. Auf der kleinen Insel Saltholm geht der Tunnel über einen Damm in eine 6 Kilometer lange Brücke über. 18 Kilometer Meeresarm sind überquert. Von Dänemark bis zum schwedischen Festland, nach Malmö, fährt dann ein Wagen 30 Minuten. Gleichgültig, ob 20 Meter über ihm oder 45 Meter unter ihm das Meer tobt oder Packeis stapelt.

So würde die ›Vogelfluglinie‹ zu einer fast durchgehenden Straße von Deutschland nach Schweden werden. Sie ist der nördliche Teil der Europastraße 4. Im Süden endet sie in Lissabon. Statt dessen aber könnte man sie bis zur Meerenge von Gibraltar hinunterführen, zum südlichsten Berührungspunkt Europas mit Afrika. Hier liegen die Erdteile nur 14 Kilometer voneinander entfernt. Zu breit für eine Brücke, aber verlockend, einen Tunnel zu bauen.

Ideen gab es eine Menge. Aussicht auf Verwirklichung erhielt der Plan des spanischen Ingenieurs Herrera. Seinen Tunnel denkt er sich als eine 15 Kilometer lange ovale Eisenbetonröhre (18 Meter hoch, 25 Meter breit), die 15 Meter unter dem Meeresspiegel schwimmt. Sie wird durch besondere Senkkästen im Meeresboden verankert. Die Zufahrtstunnel auf europäischer und auf afrikanischer Seite sollen je 4 Kilometer lang sein.

Für das Projekt interessiert sich Spanien. Aber das Land kann es ohne ausländische Hilfe nicht bewältigen. Frankreich verspricht sich von einer direkten Straße nach seinen afrikanischen Gebieten einige Vorteile. Dagegen befürchtet England durch den Tunnel, daß seine Position auf Gibraltar geschwächt wird. Historisch gesehen, gehören ja die ›Säulen des Herakles‹ zu den wirtschaftlich-strategisch neuralgischen Punkten des Mittelmeers.

Zu den ernsthaften Interessenten zählen die USA. Man spricht in Madrid über den Ausbau einer Schnellstraße von den Pyrenäen bis nach Gibraltar. Der Tunnel würde eine Ergänzung der US-Pläne sein für einen Landweg zwischen den amerikanischen Militärstützpunkten in Westeuropa und in Nordwestafrika.

Wenn die Europastraße 4 einmal von Schweden über die Bundesrepublik und die Schweiz durch den Tunnel von Gibraltar läuft, findet sie direkten Anschluß an das Transafrikanische Straßennetz. Nordwestafrika würde näher an den westeuropäischen Wirtschaftsraum heranrücken; später folgte das Hinterland des Schwarzen Kontinents. Und wenn sich das Straßenband der ›Vogelfluglinie‹ schließt, könnte man sich in Stockholm in einen Wagen setzen, um bis hinunter nach Kapstadt zu fahren.

Mittelmeer als Binnensee?

Geographisch würde sich durch den Bau des Tunnels eine ungewöhnliche Situation ergeben: das Mittelmeer verwandelte sich in einen euro-afrikanischen Binnensee. Italien beispielsweise würde wohl nicht direkt zum Binnenland werden. Denn sein Außenhandel (zwei Drittel gehen über seine Häfen) würde ungehindert weiter durch die Straße von Gibraltar laufen. Aber ein Teil des internationalen Transitverkehrs Europa-Afrika, an dem Italien vorwiegend beteiligt ist, würde durch den Tunnel nach Nordafrika fließen. Für die Apenninenhalbinsel ist also

Fortsetzung Seite 30



Man fährt ins Grüne, es ist Mai.
Freund Caro ist, wie stets, dabei.
Liebt ›Er‹ ihn kräftig, ›Sie‹ ihn zart,
macht jeder ihn nach seiner Art.
Ja, Caro ist blitzschnell bereit –
vergeßt sie nie, die Caro-Zeit!

Caro
INSTANT

der Erste in seiner Art

Sie verbinden Erdteile

Fortsetzung von Seite 28

der Bau des Tunnels aus wirtschaftspolitischen Gründen uninteressant.

Eine geographische Wandlung würde sich auch mit dem Bau des schon viel diskutierten Tunnels von Calais nach Dover vollziehen. England wäre keine Insel mehr; es würde zu einem Teil des Kontinents werden.

Die Geschichte des Tunnels zwischen Frankreich und den britischen Inseln ist eine wechselvolle Geschichte. Durch einen Postreiter schickte 1802 der Ingenieur Philippe Mathieu die ersten Pläne über das damals an Unwahrscheinlichkeit grenzende Projekt an Napoleon Bonaparte, der zu jener Zeit noch als Erster Konsul residierte.

Napoleon war begeistert. Er schrieb an Englands Regierungschef James Fox: ›Ihre Nation und meine, durch diesen Tunnel wahrhaft eng verbunden, könnten gemeinsam Großes erreichen.‹ Aber kriegerische Ereignisse, die ganz Europa erschütterten, machten zunächst einen Strich durch den Plan.

Den ersten brauchbaren Entwurf entwickelte 1834 der Franzose Thomé de Gamond. Er war mit dem Suez-Kanal-Erbauer de Lesseps befreundet. Noch heute erzählt man sich in den Dörfern zwischen Calais und Boulogne, wie de Gamond, mit schweren Steinen beschwert, Jahr für Jahr auf den Grund des Kanals niedertauchte, um ihn Meter für Meter zu untersuchen. Dann gründete de Gamond zusammen mit drei Engländern 1868 das Anglo-Französische Kanaltunnel-Komitee.

Der Zeitpunkt dafür hätte nicht besser gewählt werden können. Die Beziehungen zwischen England und Frankreich waren ausgezeichnet. London war der wirtschaftliche, Paris der kulturelle Mittelpunkt der Welt. Königin Victoria, Begründerin des britischen Imperiums, regierte in England, Louis Napoleon, mit der ererbten Liebe des ersten Bonapartes für große Ideen, war Kaiser von Frankreich.

1872 bildeten sich in beiden Ländern Kanaltunnel-Gesellschaften, die heute noch existieren. Drei Jahre später begannen an den Küsten die Bohrungen.

1300 und 2300 Meter waren die von französischer und britischer Seite vorgetriebenen Probetunnel bereits lang, als der Rückschlag kam. Nicht aus technischen, sondern aus politischen Gründen.

Im Juni 1882 erschien die Londoner ›Times‹ mit der Schlagzeile: ›Der Kanaltunnel Englands Verderben!‹ Man hatte strategische Bedenken. 1883 ordnete das britische Parlament an: Einstellung der Bohrung an der englischen Küste. Wenig später mußten die Franzosen wohl oder übel folgen.

Erneut flammte der Streit um den Tunnel nach dem Ersten Weltkrieg auf. 1945 fragte man sich: Wäre Hitler durch den Tunnel nach England gelangt? 1952 stellte ein Unter-

Fortsetzung Seite 32



Foto: dpa

Von Europa nach Asien sieht man über den Bosporus (Bild). Hier soll eine Hängebrücke mit einer Spannweite von 1200 Metern beide Erdteile verbinden. Der Plan muß noch von türkischen Behörden genehmigt werden.

Fortsetzung von Seite 9

ten. Aber er kann nicht. Oder er sollte auftreten und will nicht. Die Gründe sind in diesem Zusammenhang unwichtig. Das Publikum, eben noch bereit, den Künstler mit überschwenglicher Begeisterung zu begrüßen, empfindet die Absage als Herausforderung, es fühlt sich betrogen. Es hat zwanzig und dreißig Mark für einen Platz bezahlt. Es war bereit, Opfer zu bringen, um sein Idol zu sehen und zu hören. Es hat ohne Murren zur Kenntnis genommen, daß der Künstler für diesen Abend eine Gage von 20 000 DM erhalten sollte (wie Mario Lanza). Aber die Absage will das Publikum nicht. Es kommt zur Entladung.

Und nach dem Tumult schließen sich endlose Diskussionen an, ob der Künstler zu Recht abgesagt hat oder nicht, eine Frage, die sich nie beantworten läßt, weil nur der Künstler selbst weiß, wie es wirklich war.

Der Zorn des Publikums ist verständlich — aber der Anspruch des Künstlers, als Mensch und nicht als Maschine bewertet zu werden, ist es auch. Kann man überhaupt von einem hochsensiblen Künstler verlangen, daß er den Gleichschritt unserer disziplinierten Gesellschaft mitmarschiert?

Zusammenbrüche und Krankheiten kommen heute unter Künstlern nicht häufiger vor als bei überforderten Menschen in anderen Berufen. Es hat Zeiten gegeben, da verweigerten Sänger den Auftritt, weil ihnen auf dem Weg zur Oper eine schwarze Katze über den Weg gelaufen war. Das wäre heute undenkbar. Es steht aber auch fest, daß es in vorigen Jahrhunderten mehr Absagen und Künstlerlaunen gegeben hat als heute. Absagen kommen heute sehr selten vor. Daß Künstler mit Fieber auftreten, geschieht alltäglich, und manche Sänger haben schon schwere Stimmschädigungen riskiert, um ihre Verpflichtungen einzuhalten. Die Künstler haben geradezu Angst, abzusagen.

Von ihrer ›Angst‹ spricht auch die Sängerin Maria Callas immer wieder, wenn sie schildert, wie es am 2. Januar zu dem Skandal in Rom kam. Angst vor dem Publikum, vor Pfiffen — denen sie tatsächlich schon oft ausgesetzt war und die vermutlich von neidischen Kollegen inszeniert wurden —, Angst vor einem Nachlassen der eigenen Leistung, Angst, die Stimme zu verlieren. Solche Ängste überfallen fast jeden Künstler, Ängste oder Lampenfieber, wie man es nennen will.

Seit der Erfolg von Künstlern mit elektrischen Applausmessern notiert und durch Statistiken errechnet werden kann, ist der Kampf um Beifall noch grausamer, noch nervenaufreibender geworden. Der Weg des Publikumslieblings ist vielleicht noch nie so hart gewesen wie heute, noch nie hatten die wenigen Auserwählten es so schwer, ihre Spitzenstellung zu behaupten. Und noch nie ließ das Publikum so jäh und unbegründet seine Günstlinge fallen wie heute.

Der italienische Musikkritiker Eugenio Gara hat das Publikum mit einem Tiger verglichen. Frau Callas griff den Vergleich in ihrer jüngsten Rechtfertigung in der italienischen Zeitschrift ›Oggi‹ auf:

»Am Abend des 2. Januar betrat der ›Tiger‹ das Theater, herrlich und erschreckend, während ich in der Garderobe schon bereit war, geschminkt — und fast ohne Stimme. Um den ›Tiger‹ ruhig zu halten, muß man eine Flinte griffbereit haben. Mit meiner Waffe — meiner Stimme — war es mir immer gelungen. Aber an diesem Abend war ich dieser Waffe beraubt ... und ich betrat die Bühne mit dem Mut der Verzweiflung ...«

Sie hatte die Wahl: entweder abzutreten oder vom Tiger verschlungen zu werden. Sie trat ab und flüchtete in die Arme der Ärzte.

Sie verbinden Erdteile

Fortsetzung von Seite 30

suchungsausschuß des britischen Parlaments fest: ›Im Zeitalter der Raketen und Superbomber ist es durchaus zweifelhaft, ob die Existenz eines Kanaltunnels die Gefahr einer Invasion vergrößert.‹

Von London direkt nach Bagdad

Gleichzeitig präsentierte auf dem ›Kongreß für unterirdische Technik und Städtebau‹ in Rotterdam der Ingenieur André Basdevant einen verbesserten Tunnelvorschlag: durch genaue geologische Untersuchung des Kanalbodens veranlaßt, schlägt er eine Änderung der Strecke vor. Nun soll der Tunnel — 45 Kilometer lang — zwischen dem englischen Folkestone und dem Kap Gris Nez (auf französischer Seite) unter dem Ärmelkanal durchlaufen. Er soll zwei Eisenbahngleise und drei Autobahnen erhalten. Die Vorfinanzierung der Weltbank war gesichert.

Aber noch wehrt man sich gegen den Bau. Erst jetzt wieder äußerte Feldmarschall Montgomery: Englands strategische Lage würde durch den Bau eines Tunnels geschwächt, weil die britische Insellage zerstört würde.

Churchill dagegen, und mit ihm englische Eisenbahngesellschaften und Geschäftsleute, befürworten erneut den Tunnelplan. Der Gemeinsame Markt der westlichen Länder Europas fordert zwangsläufig den direkten Anschluß des englischen Eisenbahn- und Straßennetzes an das des Kontinents.

Das Beispiel des Kanaltunnels zeigt, wie schwer es ist, große Objekte, die über Ländergrenzen hinausgreifen, zu verwirklichen. Militärische, politische, wirtschaftliche Meinungen prallen hart aufeinander.

Nicht ganz so verwickelt ist die Situation der Überquerung des Bosporus. Wird ja direkt nur ein Land berührt: die Türkei.

Istanbul — das alte Byzanz und Konstantinopel — liegt auf beiden Erdteilen Europa und Asien. Der Bosporus trennt Stadt und Kontinente. Keine Brücke überspannt die Meerenge, die das Schwarze mit dem Marmara-Meer verbindet.

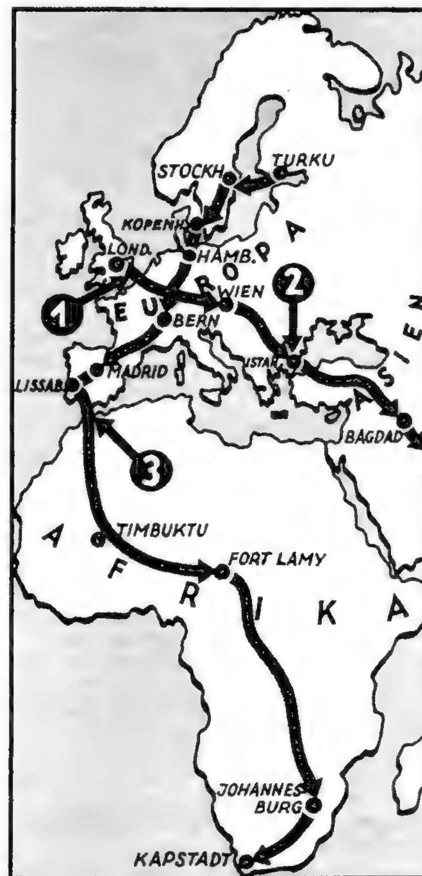
Jetzt veranstaltete die türkische Regierung einen Wettbewerb für eine Brücke über den Bosporus. Der Entwurf einer rheinischen Firma fiel auf: eine Hängebrücke mit einer Spannweite von 1200 Metern soll von Europa nach Asien hinüberführen. An 180 Meter hohen Pfeilern wird sie 70 Meter über dem Wasser schweben.

Obwohl Sowjetrußland stets daran interessiert war, diese Meerenge (zusammen mit dem Marmara-Meer und den Dardanellen) mit zu beherrschen, um einen Zugang zum Mittelmeer zu bekommen, wird es durch dieses Projekt nicht besonders beunruhigt. Denn in einer kriegerischen Auseinandersetzung ist eine Brücke heute kein großes Hindernis mehr.

Ist die Verbindung zwischen Europa und Asien über den Bosporus hergestellt, schließt sich die Lücke des Weges von Westen nach Osten. Ununterbrochen könnte nun von London durch den Kanaltunnel über die Brücke von Istanbul durch Bagdad bis zum Persischen Golf die Europastraße 5 und die Gleise für den Orientexpreß weitergeführt werden.

Schiffstunnel für Ozeanriesen

Überall in der Welt sitzen Ingenieure über Plänen großer Brücken- und Tunnelprojekte wie beispielsweise der amerikanische Geologieprofessor Hobbs. Er hat dem Kongreß in Washington folgenden Plan vorgelegt: doppelter Schiffstunnel durch die Landenge des Staats Honduras. Ozeanriesen würden 30 Stunden 700 Meter unter Gebirgsmassen



Sie verbinden Länder und Kontinente: der Tunnel Dover—Calais (1) schließt England an das Festland an. Europa und Asien verknüpft die Brücke bei Istanbul (2). Nach Afrika fließt der Verkehr durch den Tunnel von Gibraltar (3). Drei weltverbindende Projekte — wann werden sie Wirklichkeit? Die Pläne sind heute bereits bis ins Detail ausgearbeitet.

vom Atlantischen zum Pazifischen Ozean fahren. Der 230 Kilometer lange Doppeltunnel soll den Panama-Kanal entlasten, der — nach verkehrswirtschaftlichen Berechnungen — spätestens 1970 den Schiffsverkehr nicht mehr bewältigen kann.

Große Brücken- und Tunnelbauten verändern das Gesicht der Erde. Sie verbinden Länder und Erdteile, verwandeln Inseln zu Festland, rükken die Menschen näher zusammen.

Manches großartige Projekt könnte heute schon fertig sein. Aber darüber entscheiden nicht nur allein kühn planende Ingenieure. Das letzte Wort sprechen Staatsmänner. Sie fällen ihre Urteile vom staatspolitischen Gesichtspunkt her, der allzuoft auch ein strategischer ist. Wie sehr dieses Denken und Handeln weltweites Planen verhindert, zeigt das Beispiel des Kanaltunnels. Seit über 150 Jahren wartet man auf seine Verwirklichung.



Zeichnungen: W. Dreesen

Vom Atlantik zum Pazifik ist ein 230 Kilometer langer Schiffstunnel geplant. 700 Meter unter den Felsmassiven von Honduras (Mittelamerika) führt er hindurch. Die größten Schiffe werden ihn passieren können.

Beglückt
nach 17 Pfund Gewichts-Abnahme



Vor ein paar Jahren merkten viele Frauen zum ersten Mal, daß sie dicker wurden. Sie sahen in den Spiegel und fanden sich häßlich. Und meinten, alle Leute müßten sie uninteressant und unsympathisch finden. So kam es, daß viele die Lebensfreude verloren.

Sie beneideten alle Frauen, die besser aussahen. Obgleich viele schon über 40 waren, sahen sie doch viel vorteilhafter aus, weil sie schlank waren. So hatten jene Frauen viel mehr Erfolg als die anderen. Und das war bestimmt allerhand.

Deshalb versuchten viele Frauen alles mögliche, damit sie ihr Übergewicht wieder los wurden. Aber alles war vergeblich. Und die Hunger-Diät hielten sie einfach nicht aus. Sie resignierten in ihrem Zustand. Weil sie sich dazu noch ungeliebt fühlten, waren sie ganz verzweifelt und unglücklich.

Die meisten lasen dann von einer neuartigen Schlankheits-Kur, die vielen Menschen bereits geholfen hatte. Sie sahen die Bilder: Vorher — Nachher. Und lasen auch, wie einfach diese Kur war, weil sie gut schmeckte. Viele wollten nichts unversucht lassen und fingen erst auch einmal damit an. Und waren überrascht. Von der guten Wirkung!

Nach den ersten Tagen waren einige Frauen nahe daran, aufzugeben. Aber dann spürten sie das Resultat. Und das machte sie froh. So haben viele es geschafft, ihr Ideal-Gewicht und ihre Ideal-Maße wiederzugewinnen.

Auch Sie schaffen es, wenn Sie diese Geschichte gelesen haben, weil ja der Versuch nichts kostet.

Kostenloser Versuch

Damit Sie selbst feststellen können, wie gut Cocos wirkt, geben wir Ihnen die einmalige Möglichkeit, erst eine ganze Packung zu probieren. So können Sie in aller Ruhe feststellen, wie gut Ihrem Befinden diese neuartige Schlankheits-Kur tut. Sie fühlen sich nicht nur leichter an Gewicht, sondern von Tag zu Tag auch wohler und glücklicher.

Nur ein kleines Cocos-Täfelchen vor jeder Mahlzeit verhindert, daß Ihr Körper neuen Ballast ansetzt. Auf diese Weise wird zugleich Ihr Appetit reguliert. Sie spüren jedoch nicht die geringsten Hunger-Schmerzen. Vielmehr brauchen Sie Ihre täglichen Eß-Gewohnheiten kaum zu ändern. So daß Ihr Körper ausreichend mit allen nötigen Vitaminen und Wirkstoffen versorgt bleibt, die so wichtig für eine gute Gesundheit sind.

Garantie: Kein Risiko!

Wie Sie sicher wissen, gibt es in Deutschland im Gegensatz zum Beispiel zu Amerika noch kein Gesetz, das genau die Angabe vorschreibt, welche Bestandteile in einem Mittel enthalten sein dürfen. Weil wir Ihnen jedoch nichts vormachen wollen, haben wir exakt jeden einzelnen Bestandteil auf der Packung angegeben, so daß Sie bei Cocos garantiert vor jeder Täuschung sicher sind.

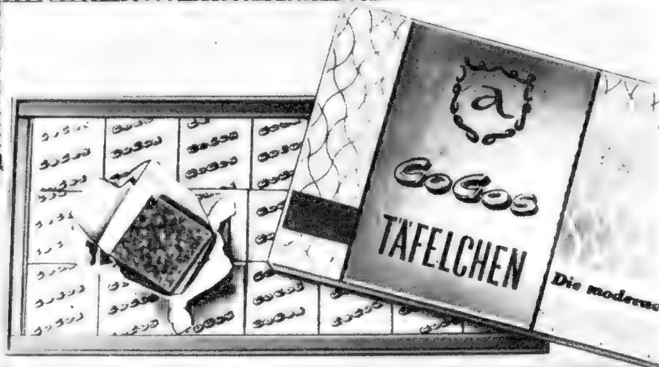
Schmeckt gut – und wirkt nachhaltig

Weil ja viele Menschen berufstätig sind, können diese nicht jeden Tag eine Blechdose mit sich herumschleppen. Daran haben wir gedacht, als wir die Portions-Täfelchen machten. Man kann sie einfach in die Tasche stecken und überall mit hinnehmen, auch auf Reisen oder wenn man im Restaurant ist. Daß diese Täfelchen dabei noch so gut schmecken, macht ja die Kur so besonders angenehm.

Niemand sieht es Ihnen an und keinem fällt es überhaupt auf, wenn Sie diese moderne Schlankheits-Kur machen. Alle merken es erst, wenn Sie wieder so schlank geworden sind, wie Sie es von Natur aus ja eigentlich immer waren.

Alles was Sie tun müssen ist einfach den Gutschein ausschneiden. Darauf erhalten Sie eine Kur-Packung mit 42 Cocos-Täfelchen. Sie können damit in Ruhe erst einmal einen Versuch machen und haben 3 Wochen Zeit, bevor Sie sich entscheiden, ob Sie die Kur weitermachen und bezahlen wollen. Gefällt Ihnen der neue Weg zur schlanken Linie nicht, schicken Sie einfach den Rest der Packung zurück. Und der Versuch kostet Sie keinen Pfennig. Wollen Sie also schon in wenigen Wochen so schlank sein, daß Ihre beste Freundin Sie um Ihre schlanke Linie beneidet, so schreiben Sie einfach an:

COCOS, Abt. 448 JN, Hamburg 1, Postfach



Diese neuen Cocos-Täfelchen wurden zuerst in Amerika entwickelt. Heute gibt es diese moderne Schlankheits-Kur nicht nur in Deutschland, sondern in 74 Ländern der Erde. Es gibt wohl keinen besseren Beweis, daß diese moderne Schlankheits-Kur wirklich mehr hält, als Sie selbst davon erwarten.

NEU Cocos TÄFELCHEN

In Österreich nur Cocos-Granulat von Colex-Austria, Abt. 448 JN, Villach, Postfach 11

GUTSCHEIN

Dieser Gutschein berechtigt Sie zur unverbindlichen Anforderung einer Original 3 Wochen-Kurpackung auf Probe.

- O **Cocos-Täfelchen Kurpackung im Wert von 14,80 DM**
- O **Cocos-Granulat Kurpackung im Wert von 11,50 DM**

Sie können also 21 Tage lang einen Versuch auf unsere Kosten machen und danach den Rest wieder zurückschicken, ohne einen Pfennig dafür zu bezahlen. Nur wenn Sie zufrieden sind, diese moderne Schlankheitskur weiter machen wollen, behalten Sie die Packung, um weiter schlank zu werden und es auch zu bleiben, und überweisen uns einfach den Betrag. — Doch damit können Sie sich bis nach dem Versuch Zeit lassen.

An COCOS, Abt. 448 JN, Hamburg 1, Postfach

Der Fall, der seit über hundert Jahren die Menschen bewegt:

Kaspar Hauser

EIN TATSACHENBERICHT / VON HEINZ LIEPMAN

Wer war Kaspar Hauser? Das fragen sich seit 130 Jahren Kriminalisten und Historiker, ohne das Rätsel zu lösen. Als am Pfingstmontag 1828 der etwa 16jährige Hauser in Nürnberg auftauchte, konnte er kaum laufen, wenige Worte stammeln, und erinnerte sich nur an endlose Kerkerjahre. Fünf Jahre später wurde er ermordet, inzwischen ein eleganter junger Mann geworden, über dessen Herkunft viel debattiert wurde. Schon zu seinen Lebzeiten entstand der Verdacht, daß er ein entrechteter Erbprinz sei. Unser Autor Heinz Liepman reiste an die Stätte des Verbrechens, ihm gelang es, an bisher unerschlossene Quellen zu kommen. War Hauser ein Erbprinz, so folgerte Heinz Liepman, dann mußte es ein Fürstentum geben, wo ein Erbprinz ›fehlte‹ — und das war nur im damaligen Großherzogtum Baden der Fall.

Endlich war am 29. September 1812 der so lange und so sehnlich erwartete Erbprinz der Zähringer Linie der Großherzöge von Baden, geboren worden. Es war der Urenkel des Markgrafen Karl Friedrich, unter dessen Regierung Baden Großherzogtum wurde und der 1811 im Alter von 73 Jahren gestorben war. Sein ältester Sohn Karl war bereits im Jahre 1801 tödlich verunglückt, und die beiden anderen Söhne waren und blieben kinderlos. So wurde 1811 der Enkel Karl Friedrichs, Markgraf Karl, Großherzog von Baden. Er war mit Stephanie Beauharnais verheiratet, der Adoptivtochter Napoleons, und der französische Kaiser hatte versprochen, daß, falls Stephanie einen Sohn bekäme, er ihm ›ein großes Reich‹ geben würde.

Es war ein großes, kräftiges und gesundes Kind, das Stephanie zur Welt brachte. Die zarte Mutter hatte unter der Geburt gelitten. Und als sie ein hohes Fieber befiel, wurde sie — getrennt vom Kinde — im ersten Stock des Schlosses von Ärzten und Kammerfrauen gepflegt.

Der Vater, Großherzog Karl, und dessen Mutter, Prinzessin Amalie, waren bei der Geburt anwesend. Noch am 4. Oktober schrieb die Großmutter an ihre Tochter, Königin Caroline von Bayern: »Dem Kind geht es ausgezeichnet . . .« Aber 17 Tage nach der Geburt, in der Nacht vom 15. auf den 16. Oktober 1812, wurde das Kind plötzlich von schrecklichen Krämpfen befallen und am Nachmittag des 16. Oktober starb es.

Über jene verhängnisvolle Nacht des 15. Oktober 1812 gibt es zahlreiche Protokolle der Ärzte und der Nähramme, außerdem Briefe der Großmutter, Prinzessin Amalie. Und Dutzende von scharfsinnigen Juristen, Kriminalisten und Historikern haben seither die Vorgänge rekonstruiert, die sich in jener Nacht abgespielt haben müssen.

Der kleine Prinz lag in einem Zimmer im Erdgeschoß des Schlosses, betreut von der Nähramme, Frau Josepha Schindler. Sie schlief im gleichen Zimmer wie das Baby. In dem Zimmer gab es eine Tür, die in den Garten führte, die aber stets verschlossengehalten wurde. Ein Schlüssel steckte nicht. Aber am Morgen, nachdem das Kind in der Wiege des Erbprinzen gestorben war, fand man, daß diese Tür in den Garten unverschlossen war. Wie und von wem sie geöffnet worden war, blieb viele Jahre hindurch ein ungelöstes Rätsel.

Die Amme Schindler gab zu Protokoll, daß sie an sich einen sehr leichten Schlaf habe. Sie sei nachts bereits erwacht, wenn sich das Kind in seiner Wiege nur bewegte. Am Abend des 15. Oktober brachte ihr



Sie wird für die Mutter Hausers gehalten: Stephanie von Baden, Adoptivtochter Napoleons, verheiratet mit Großherzog Karl. Sie hatten 5 Kinder, aber ihre Söhne starben.



Fotos: K. Schnörrer/Hauser-Archiv Ansbach und Stadtarchiv Nürnberg

Allen Anzeichen nach war er Hausers Vater: Großherzog Karl von Baden. Blieb er ohne Söhne, würde eine andere Fürstenlinie regieren, eine ohne französischen Einfluß.

ein unbekannter Diener, den sie weder vor- noch nachher im Schloß gesehen hatte, den üblichen Abendtrank. Es war ihr aufgefallen, daß der Trank einen merkwürdigen Geschmack gehabt hatte. In dieser schicksalhaften Nacht hat die Amme Schindler derart fest geschlafen, daß sie nicht hörte, als der Säugling plötzlich wimmerte und schrie. Sie war erst durch vieles Laufen und Reden der Diener im Zimmer aufgewacht und dann erschreckt in die Höhe gefahren. Dann hatten Diener sie sofort aus dem Zimmer geschoben. Waren diese Angaben nur Ausflüchte einer pflichtvergessenen Amme? Entschuldigungsgründe, um sich gegen die schweren Anschuldigungen zu verteidigen, die gegen sie erhoben wurden, weil ärztliche Hilfe zu spät kam? An dieser Möglichkeit, die man zuerst für wahrscheinlich gehalten hatte, begann man bald zu zweifeln. Madame Schindler war seit Jahrzehnten als absolut zuverlässige Person im Haushalt des großherzoglichen Schlosses bekannt. Für ihre Aussage spricht fernerhin, daß man sie sofort, als sie erwachte, aus dem Zimmer wies und daß man es ihr trotz vieler Proteste nicht erlaubte, das Kind, als es krank war, und auch nachdem es gestorben war, noch einmal zu sehen. Als der Arzt, Dr. Krammer, in den frühen Morgenstunden erschien, war der Zustand des Kindes bereits hoffnungslos. Kurz nach dem Eintreffen des Arztes wurde eine Nottaufe vorgenommen. Dr. Krammer vermutete eine Gehirnhautentzündung. Fieber und Krämpfe schwächten das Kind derart, daß schon am frühen Nachmittag mit dem Tode zu rechnen war. Die Mutter des Kindes, Großherzogin Stephanie, wurde über die Krankheit ihres Kindes nicht informiert, weil man sie schonen wollte. Sie hat ihr Kind nicht mehr gesehen, weder lebend noch tot. Um sechs Uhr abends starb es.

Es steht also fest, daß die beiden Frauen, die den Erbprinzen am besten kannten: die Mutter und die Nähramme, das tote Kind nicht mehr zu sehen bekamen.

Warum nicht? War das tote Kind vielleicht gar nicht der Erbprinz?

Der französische Gesandte, als persönlicher Beauftragter Napoleons, hatte dem Tode beigewohnt. Er verlangte die Sezierung der Leiche, weil ihm das plötzliche Ende des so gesunden und kräftigen Kindes unheimlich war. Die kleine Leiche wurde von acht Ärzten untersucht, aber man fand nichts Fragwürdiges. Die einzige unerklärliche Stelle in dem Sektionsbefund handelt von ›blutunterlaufenen Weichen‹ des Kindes.

Am Montag, dem 19. Oktober 1812, schrieb die Großmutter Amalie an ihre Tochter, die Königin von Bayern: »Sie wissen, liebe Caroline, daß

Fortsetzung nächste Seite

Kaspar Hauser

Fortsetzung von Seite 35

uns dieses so wertvolle Kind entrissen wurde. Man darf sich wirklich auf dieser Welt nicht mehr freuen. Ich hatte es nicht für möglich gehalten, daß ein derart kräftiges Kind sterben könne. Ihr Bruder, der Großherzog, ist darüber sehr ergriffen. Ich habe ihn noch nie derart verzweifelt gesehen. Am Morgen nach dem Tode war ich gezwungen, Stephanie zu benachrichtigen. Sie hatte keine Ahnung, wußte nur von einem kleinen Schnupfen, weswegen man ihr das Kind an diesem Tage nicht bringen konnte. Ich mußte Karl herrufen, damit er ihr den Tod des Kindes bestätigte. Ihre Verzweiflung war die ersten Stunden schrecklich. Vier Personen um mich brachen ohnmächtig zusammen, und sie waren gewiß nicht so schwer getroffen wie ich, mit Ausnahme der Nähramme, die darunter war . . .«

Daß Stephanie ihr totes Kind wirklich nicht mehr gesehen hat, beweist die Antwort Amaliens am 27. Oktober 1812 auf eine diesbezügliche Anfrage ihrer Tochter Caroline: »Stephanie hat einmal danach verlangt, ihr totes Kind zu sehen, aber nicht mehr darauf bestanden, als man ihr sagte, es wäre nicht mehr in seinem Zimmer . . .«

War es nun wirklich der Erbprinz, der gestorben war — oder war es ein anderes Kind? Unermüdliche Kriminalisten und Historiker haben in Jahrzehnten sorgfältiger Kleinarbeit einige Tatsachen festgestellt, die in mehreren Fürstenhäusern Europas bereits unmittelbar nach dem Tode des Kindes bekannt waren, aber verschwiegen wurden. Für uns heute ergibt sich an Hand dieser Tatsachen und den sich daraus ergebenden Indizien folgender Tatbestand:

Drei Tage vor der Großherzogin Stephanie kam eine Arbeiterfrau in Karlsruhe namens Blochmann mit einem Sohn nieder, der am 4. Oktober in der Taufe die Vornamen Johann Ernst Jakob erhielt. Der Vater war in einer Karlsruher Spinnerei, dem sogenannten ›Gewerbehaus‹ beschäftigt. Das Gewerbehaus gehörte der Gräfin Hochberg, der zweiten Frau des alten Markgrafen Karl Friedrich, dem Gründer des badischen Großherzogtums.

Schöne, ehrgeizige Gräfin

Über die Gräfin Hochberg wird noch viel zu berichten sein. Karl Friedrich hatte sie, die 40 Jahre jünger war als er, zur ›linken Hand‹ getraut, denn das ehemalige Hoffräulein war nicht standesgemäß. Damit waren ihre Kinder nicht erbberechtigt. Die sehr schöne und fanatisch ehrgeizige Gräfin Hochberg wollte trotz aller Widerstände ihren erstgeborenen Sohn zum Großherzog von Baden machen. Nur ein Sohn des regierenden Großherzogs Karl war diesem Plan im Wege. Heute betrachtet, ist bemerkenswert, daß Karl und Stephanie fünf Kinder hatten, darunter drei Töchter, die alle ein sehr hohes Alter erreichten. Aber ihre beiden Söhne, beide erbberechtigt, starben bevor sie ein Jahr alt waren. Der erste Erbprinz war angeblich nach 17 Tagen plötzlich gestorben. Der zweite Sohn, den Karl und Stephanie im Jahre 1816 bekamen, wurde ein knappes Jahr später vergiftet.

Wir müssen nun einige Hypothesen notieren, die zwar niemals bewiesen worden sind, die aber in ihrer Gesamtheit zu den wichtigen Indizien gehören, die bereits unmittelbar nach dem angeblichen Tode des Erbprinzen gegen die Gräfin Hochberg vorgebracht wurden.

Natürlich erfuhr die Gräfin bei den damals herrschenden patriarchalischen Zuständen von der Geburt des kleinen Blochmann. Das Kind



Diesen Kopf malte Kaspar Hauser nach einer Traumvorstellung. Kriminalisten glaubten Züge Großherzog Karls zu erkennen, als ein Beweis von ›unbewußter‹ Verwandtschaft.

war schon bei der Geburt kränklich und schwach.

Die Gräfin, die seit Jahren im großherzoglichen Schloß ein und aus ging, kannte natürlich die Verhältnisse im Schloß, die Zugänge, die Dienerschaft und die Gewohnheiten seiner Bewohner. Im Oktober wird es früh am Abend dunkel. Es wird behauptet, daß Frau Blochmann ohne große Schwierigkeiten den Überredungskünsten ihrer Herrin, der Gräfin Hochberg, erlag und für gutes Geld bereit war, ihr zehntes und lebensunfähiges Kind der Gräfin zu überlassen. Im Schloß brauchte die Gräfin nur einen Helfershelfer, der der Amme, die beim Prinzen schlief, ein Schlafmittel in den Abendtrunk schüttete, und mit einem Dietrich die Tür des Zimmers in den Garten öffnete. Nach Gerüchten, die in Baden nie verstummt sind — und nach vielen belastenden Indizien —, soll es die skrupel- und furchtlose Gräfin Hochberg persönlich gewesen sein, die in der Nacht das Kind vertauschte.

Nachdem wir diese Hypothesen, die sich später als belastende Indizien verdichteten, wiedergegeben haben, kommen wieder die amtlichen Protokolle und die Forschungen der Historiker zu Worte. Obgleich es nach den Kirchenbüchern der Stadt Karlsruhe genau zu belegen ist, was im Laufe der Jahrzehnte aus den neun übrigen Kindern der Frau Blochmann geworden ist, taucht der Name ›Johann Ernst Jakob Blochmann‹ nur einmal auf, und zwar in den Listen der badischen Militärbehörden, die ihn im Jahre 1832 vergeblich zur Musterung aufriefen!

Verräterisches Impfmal

Und es gibt noch mehr Anzeichen, die Rückschlüsse zulassen:

Im Volk war es damals nicht üblich, Kinder impfen zu lassen. Keines der anderen Blochmann-Kinder war geimpft worden. Nur ›Johann Ernst Jakob Blochmann‹ wurde geimpft. Dies ist auch darum wichtig, weil die Ärzte viele Jahre später bei Kaspar Hauser ein Impfmal feststellten. Der angebliche Johann Ernst Jakob blieb bei der Mutter, bis Frau Blochmann im Jahre 1815 starb.

Es ist eine kühne, eine ungeheuerliche Intrige um eine Krone, wenn es stimmt, daß die Gräfin Hochberg den Erbprinzen von Baden geraubt hat und — ihn am Leben ließ. Warum sie ihn am Leben ließ, am Leben lassen mußte, zeigte sich später. Sie wußte, daß sie — falls es nötig werden sollte — die Identität des Prinzen beweisen konnte. Nicht nur wegen der Impfung, sondern hauptsächlich wegen eines gelben Muttermals, das der Prinz vom Tage seiner Geburt an auf der Schulter trug.

Fortsetzung Seite 39



Gustave Courbet: ›Mädchen in der Hängematte‹

KRISTALL-KUNSTBLATT Sammlung Oskar Reinhart, Winterthur – Mit Genehmigung des Manesse-Verlages, Zürich – Foto: Conzett 1955

Kaspar Hauser

Fortsetzung von Seite 37

Die Nähramme Schindler erwähnt in ihrer Aussage dieses Muttermal zweimal — und es erscheint wieder in dem Bericht von der Obduktion der Leiche Kaspar Hausers.

Im Jahre 1840, also 7 Jahre nach Hausers Ermordung, veröffentlichte der hochangesehene ehemalige preußische Justizaktuar Sebastian Seiler ein Buch über den Fall Kaspar Hauser, das in Zürich erschien und bald darauf in französischer Übersetzung in Paris. Seiler nannte die Gräfin Hochberg als die Person, die verantwortlich gewesen sei für die Vertauschung des Erbprinzen. Er nannte auch den Major Hennenhofer als den Mörder Kaspar Hausers. Als die Schweizer Polizei auf Veranlassung des badischen Hofes bei Seiler eine Haussuchung vornahm, wurden dabei sechzehn von Hennenhofer eigenhändig an Seiler gerichtete Briefe gefunden. Die Schweizer Polizei weigerte sich, diese Briefe nach Baden auszuliefern. In diesen Briefen — deren Echtheit der Briefschreiber bei einer Vernehmung anerkannt hat — bittet Hennenhofer Seiler, seine Schrift zurückzuziehen. Dafür würde es ihn mit Geld unterstützen. — In dieser Schrift heißt es, daß der vertauschte Erbprinz nach dem Tode der Frau Blochmann bei einem Pfarrer Eschbach in Hochsal bei Lauffenburg am Rhein untergebracht wurde. Der katholische Pfarrer Eschbach war im Frühjahr 1815 in die Komturei des Schlosses Hochsal gezogen. Das Kind lebte bei dem Verwalter des Schlosses. Es war drei Jahre alt, ein kräftiges, gesundes Kind. Dem Pfarrer Eschbach konnte es kaum entgehen, daß es mit dem Knaben eine eigene Bewandtnis hatte. Höchstwahrscheinlich erfuhr er in der Beichte die Wahrheit über das Verbrechen, das man an dem Kind begangen hatte, aber durch das Beichtgeheimnis war ihm die Zunge gebunden.

Nur aus dieser Gewissensqual des Pfarrers heraus ist es zu verstehen, daß wahrscheinlich er es war, der irgendwann im Jahre 1816, sein Wissen in die Welt hinausschrie — aber in einer derart geheimnisvollen und verklausulierten Art und Weise, daß die Welt die Wahrheit nicht begriff.

Erst hundert Jahre später wurde die Botschaft des Pfarrers Eschbach verstanden . . .

Im nächsten Heft: Wem nützt der Kindestausch? Rätselhafte Flaschenpost. Warum bleibt Ludwig unverheiratet?

Unser Bild: Verkannte Schönheit

Daß der Maler dieses liebenswürdigen Bildes von seinen Zeitgenossen als ›Apostel der Häßlichkeit‹ angegriffen wurde, scheint uns heute, mehr als hundert Jahre später, kaum noch vorstellbar. Und doch gab es damals gute Gründe für eine solche Ansicht.

Courbet, der sinnenfrohe Bauernsohn aus Burgund, malte vor allem das, was er mit den eigenen Augen sah: die Küche des väterlichen Hofes, Marktfrauen und Leute vom Lande, Steinklopfer und Spinnerinnen bei der Arbeit, Blumen und Früchte, ein Begräbnis, ein schlafendes Mädchen . . . Daß er nur malte, was er sah, war damals, im Zeitalter einer rückwärtsgewandten akademischen Salonmalerei, ungewöhnlich, ja revolutionär. Das Publikum wollte lieber antike Helden sehen als Steinklopfer, lieber Dryaden als Bauernmädchen. Man lebte in einer Welt des schönen Scheins und versteckte sich vor der Wirklichkeit. Diese Vogel-Strauß-Pose vieler Kunstkenner konnte aber den Fortschritt der geistigen Entwicklung nicht hemmen. Der Beginn des ›Realismus‹ — so hieß die neue, damals bahnbrechende Richtung in der Malerei — fiel zeitlich genau zusammen mit den sozialistischen Bewegungen der vierziger Jahre. Von Anfang an war Courbet überzeugter Sozialist. Er selbst bezeichnete sich stets als ›demokratischen Maler‹. Als sein heute weltberühmtes ›Begräbnis von Ornans‹ von der Jury der Pariser Weltausstellung 1855 abgelehnt wurde, zeigte er seine Werke außerhalb des Ausstellungsgeländes in einer Holzbaracke. Der ›Pavillon des Realismus‹ wurde zu einer Sensation. Courbet war mit einem Schlage berühmt. Das Publikum tobte, die Kritik blieb sprachlos. Aber Courbets Weg in die Zukunft war damit klar vorgezeichnet.



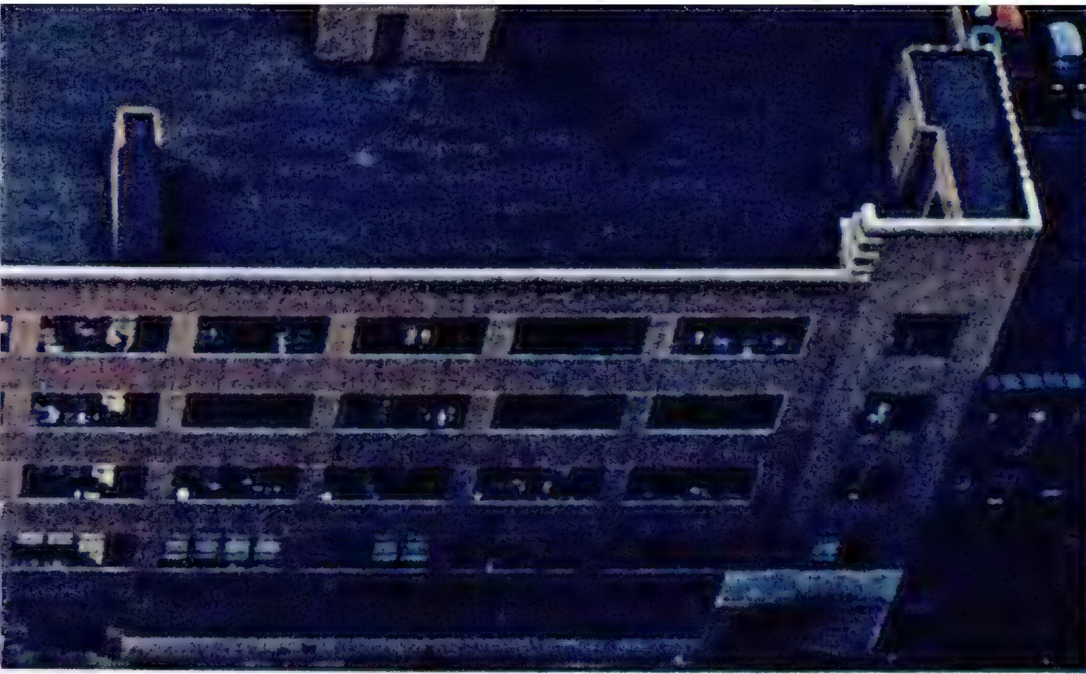
Gustave Courbet
(1819—1877)
Selbstbildnis 1847

Obwohl sich der Maler gern in Manifesten äußerte, war er keineswegs ein Theoretiker, sondern im Gegenteil ein schlichter, kraftvoller Mensch mit einer farbenfrohen Palette. Literarische Ideen und akademische Regeln waren ihm zuwider. Sein künstlerisches Interesse galt dem handwerklichen Vorgang des Malens und den bildnerischen Mitteln, die er schon frühzeitig meisterhaft beherrschte. In diesem Sinne wurde Courbet auch einer der Vorläufer der modernen Malerei Das hier gezeigte Bild eines schlafenden Mädchens in der Hängematte (gemalt i. J. 1844) stammt aus den ersten Schaffensjahren des Künstlers. Er hat es als Fünfundzwanzigjähriger geschaffen. Die anmutige Mädchengestalt ist sehr poetisch in das tonige Grün der Vegetation eingebettet. Das klassische Motiv der ›schlafenden Frau‹ erscheint hier neuartig abgewandelt, und trotz des Zeitkostüms erinnert es an die unbekleideten Venusfiguren der Renaissance. Das eigentliche Thema des Bildes aber, und das ist das Neue und Weiterführende bei Courbet, ist der Zauber eines sommerlichen Tages, die stillebenhafte Ruhe einer Mittagsstunde im Freien, das in sich ruhende volle Leben. Als der Künstler gefragt wurde, wie er es mache, so schön zu malen, antwortete er einfach: »Ich bin bewegt.«

Nachdem Courbet 1871 am Kommune-Aufstand und dem Sturz der Vendôme-Säule in Paris teilgenommen hatte, mußte er zwei Jahre ins Gefängnis. Einem zweiten Prozeß entzog er sich durch die Flucht in die Schweiz. 1877 starb er, achtundfünfzig Jahre alt, in einem idyllischen Dorf am Genfer See.

Dr. Cyril Veltheim









Das
Antlitz
der
ERDE

Parkplatz in New York

Vermessenheit ist das Wort, das sich
dem Fremden aufdrängt, der New York erblickt.
Das Antlitz der Erde ist an diesem Ort
nicht mehr zu schauen, verschwunden
unter einer zementenen Maske aus Stein und Stahl,
die jede Krume meterhoch bedeckt.
Dorthin muß fahren, wer nicht vor dem Wagnis
zurückschreckt, einen Blick in die Zukunft
der Deutschen zu tun. Denn kein anderes Land
hat sich an Seele und Gestalt so ›amerikanisiert‹ wi
die Heimat der Dichter und Denker.
Der Tanz um das Goldene Kalb,
die Jagd nach dem Genuß — all das war
in genau dieser Form schon einmal da,
im Amerika der dreißiger Jahre.
Und es scheint nur eine Frage der Zeit,
daß auch wir jenen Gipfel der organisierten Lust am
Wohlstand erklimmen, der — von Abgründen
umgeben — Schauplatz des amerikanischen Lebens
von heute ist. Wenn die Autos der Arbeiter
auf den Dächern der Fabriken parken —
letzte farbige Blüten in einer grauen Betonwüste.

Claus Jacob

Atmen wir eigentlich richtig?

VON DR. HERBERT GERBER

Gefährlicher noch als die giftigen Abgase der Fabriken und Kraftfahrzeuge, die heute vor allem in großen Industriestädten die Luft verpesten, ist das falsche Atmen, die ›Fehlatmung‹. Neue Erkenntnisse der Medizin machen die richtige Atmung zu einem wichtigen Heil- und Vorbeugungsfaktor.

Jeder Mensch hat einmal Kopfschmerzen; Nervosität, Kreislaufstörungen und ständige Müdigkeit sind so häufig geworden, daß man kaum mehr davon Notiz nimmt. Nur wenige gehen deshalb zum Arzt, und fast niemand ahnt, daß solchen Krankheitserscheinungen doch oft mit einem ganz einfachen Mittel zu begegnen wäre: mit richtigem Atmen.

Der moderne Mensch, vor allem in unserer hochzivilisierten Welt, atmet meist falsch. Die Fehlatmung aber ist oft die Ursache sogenannter ›Halbkrankheiten‹, jener kleineren und größeren Beschwerden, die zwar lästig sind, deretwegen aber kaum jemand einen Arzt konsultiert. Das ginge noch an, wenn sich aus der Fehlatmung nach solchen ersten Anzeichen nicht sogar schwere Organleiden entwickeln könnten.

Wir haben es nicht leicht, richtig zu atmen. Denn wir werden, genau genommen, schon von Kindesbeinen an zu falschem Atmen erzogen. Das klingt unglaublich. Aber schon, wenn ein Kind aus erzieherischen Gründen zu ruhigem Sitzen gezwungen wird, verbietet man ihm einen Teil der Bewegungen, die eine Vollatmung des kleinen Organismus bewirken könnten. Dieser unnatürliche Bewegungsmangel setzt sich fort in der Schule, und viele Menschen werden durch ihren Beruf das erzwungene Stillsitzen ihr ganzes Leben lang nicht los. Die sitzende Lebensweise aber führt zu einer Zusammenpressung der Atmungsorgane und zur Drosselung ihrer Kapazität, beim erwachsenen Menschen von zwei Liter Luft pro Atemzug bei freier körperlicher Bewegung auf einen halben Liter während der Ruhestellung. Bei dieser ›Oberflächenatmung‹ bleiben große Lungenbezirke arbeitslos; Gewebe, Muskeln und Bänder des Atmungsapparates verkümmern.

Das verminderte Sauerstoffangebot der gedrosselt arbeitenden Lunge führt zu gesteigerter Kohlensäureansammlung im Körper, und schon ist die geistige Ermüdung, in schlimmen Fällen sogar die Erschöpfung, da. Hält dieser Sauerstoffmangel über längere Zeit an, so wird die Entstehung von Herz- und Kreislauferkrankungen, von Magengeschwüren und Nierensteinen begünstigt. In diesen Organbereichen kann es nämlich jetzt zu Verkrampfungen der feinen Blutgefäße kommen, die ganze Zellpartien zum Absterben bringen. Selbst der gefürchtete Krebs kann, wie wir aus den Forschungsergebnissen des Nobelpreisträgers Professor Warburg wissen, durch Sauerstoffmangel entstehen.

Damit sind die Gefahren, die sich aus schlechter, unzureichender Atmung ergeben, keineswegs erschöpft. Mangelhafte Atmung führt zu verminderter Herztätigkeit, so daß das verbrauchte Blut in entfernteren Körperpartien nur unvollkommen durch frisches Blut ersetzt wird. Daraus können sich Venenstauungen, Krampfadern und Durchblutungsstörungen entwickeln. Schließlich kommen noch Stoffwechselstörungen hinzu. Sie entstehen durch die Verkümmerung des Atmungsapparates und durch die Verhärtung des Zwerchfells, das bei normaler Tiefatmung Magen, Leber, Nieren und Darm massiert und so unter anderem Darmträgheit verhindert.

Nun können wir nicht, um Vollatmung zu erreichen, den ganzen Tag spazierengehen. Viele Berufe werden nun einmal im Sitzen oder im Stehen ausgeübt, das heißt, daß wir für einen Teil des Tages auf Vollatmung verzichten müssen. Es heißt aber keineswegs, daß wir damit den krankhaften Folgeerscheinungen unvollkommener Atmung zwangsläufig ausgeliefert sind. Jedem bleibt irgendwann am Tag, am besten frühmorgens, Zeit genug, wenigstens für zehn Minuten richtig zu atmen. Man muß nur wissen, wie.

Wir atmen, ob wir wollen oder nicht. Kein Mensch kann über eine bestimmte Zeit hinaus die Luft anhalten. Unsere Atmung ist nämlich nicht nur durch den Willen, sondern auch automatisch gesteuert. Der Körper nimmt sich von selbst so viel Luft, wie er mindestens braucht. Ist der Sauerstoffbedarf infolge körperlicher Ruhe gering, so atmen wir langsam und ruhig; sind wir aber in heftiger Bewegung, so daß der Organismus mehr Sauerstoff braucht, so atmen wir schneller. Der Körper schaltet, je nach Bedarf, auf Spar- oder auf Vollatmung. Aber diese Automatik läßt uns noch einen gewissen Spielraum: Wir können, nur durch unseren Willen, auch dann voll atmen, wenn wir etwa ganz ruhig auf dem Rücken liegen.

Die Yogis als Vorbild

Das Wissen um richtige Atmung ist in den westlichen Kulturländern leider weitgehend verlorengegangen. Erst aus dem uralten Erfahrungsschatz der indischen Yogis hat die moderne Medizin für uns eine systematische Atemschulung und daraus wiederum einen neuen Zweig der Heilbehandlung entwickelt.

Die Völker des Ostens haben von jeher mehr über das Atmen nachgedacht. Sie sehen im Luftholen nicht nur einen physikalisch-biologischen Vorgang, sondern darüber hinaus ein Mysterium, durch das sich das Menscheninnere mit der Welt des Äußeren verbindet. Der Atem ist ihnen Lebensträger und Seele zugleich. Wer ihn beherrscht, beherrscht auch Körper und Geist, findet Läuterung und Erlösung.

Die moderne westliche Atemschule hat sich Teile der praktischen Erfahrungen des Fernen Ostens zu eigen gemacht, ohne freilich den mystischen Hintergrund mit zu übernehmen. Sie baut auf Experiment, exakter Messung und Erfahrung auf.

Wir wissen heute, daß die Tief- oder Vollatmung gesundheitserhaltend und somit lebensnotwendig ist. Sie wird möglich durch das Einsetzen des gesamten Atemapparates und die Zusammenfassung aller

Fortsetzung Seite 44



Fotos: Dombrowski

Ausgeatmet: Völlige Entspannung des Körpers ist Voraussetzung für richtige Atemübungen. Dieser Zustand ist die Pause zwischen den Übungen.

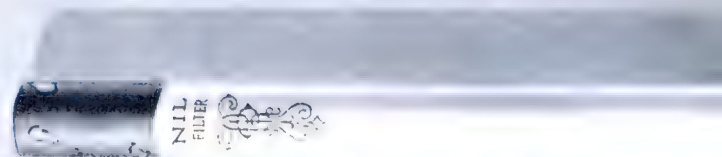
Die Brustatmung ist die am meisten angewandte Atmungsform. Rippen und Brustbein sollen durch die Brustkorbmuskeln gehoben werden.

Die Bauchatmung ist am gesündesten. Dabei soll die Bauchdecke durch die unteren Lungenpartien, nicht durch die Bauchmuskeln gehoben werden.

Vielleicht...









MIT UND OHNE FILTER

Atmen wir richtig?

Fortsetzung von Seite 42

Teilatmungen: Brustatmung, Zwerchfell- oder Bauchatmung, Lungenspitzen-, Flanken- und Rückenatmung.

Die Brustatmung ist die meist geübte Atemform. Unter kräftigem Vollsaugen der Lungen mit Luft werden Rippen- und Brustkorbmuskeln gehoben, das Brustbein vorgestreckt. Doch das Bild dieses bewegten Funktionsablaufes täuscht: Die Nur-Brustatmung verläuft flach, Zwerchfell, Flanken und Lungenspitzen werden nicht genügend eingesetzt. Die Zwerchfell- oder Bauchatmung muß deshalb, zumindest hin und wieder, mit dazukommen. Sie ist die ursprüngliche und gesündeste Atmung. Schon vor 2500 Jahren hat sie der chinesische Philosoph Laotse als lebensverlängernd gepriesen. Sie kommt allen Rumpforganen zugute. Das Vorstrecken der Bauchdecke beim Einatmen senkt das Zwerchfell unter dem Druck der prallgefüllten unteren Lungenpartien. Dabei erfahren Magen, Darm und Milz ebenfalls eine Pressung abwärts. Beim Ausatmen unter gleichzeitigem Einziehen der Bauchdecke gelangen sie wieder in ihre alte Lage. Diese Bewegung wirkt wie eine verdauungsfördernde Knetung.

Vollatmung als Heilfaktor

Die Bauchatmung läßt sich am leichtesten in der Rückenlage lernen. Man zieht die Luft voll durch die Nase ein und läßt dabei die Bauchdecke hervortreten. Das Ausatmen geschieht durch den Mund bei gleichzeitigem Einziehen der Bauchdecke. Zur Kontrolle legt man am besten einige Bücher auf den Bauch und versucht, sie beim Einatmen mit der Bauchdecke so weit wie möglich zu heben. — Die Lungenspitzenatmung erreicht man stehend durch volles Einatmen bei gleichzeitigem Hochziehen der Schultern.



Alle Teilatmungen können mit dieser Übung eingeleitet werden. Sie soll den Atmungsablauf unterstützen. Einatmen bei langsamem Zurückführen, Ausatmen beim Vorführen der Arme.

Die Lockerung des Zwerchfells und volles Bauchatmen sind das Ziel der sogenannten Holzhackerübung. Einatmen erfolgt beim Heben der Arme, Ausatmen beim Durchschlagen.

Für ältere und behinderte Menschen ist diese Übung im Sitzen gedacht. Das Einatmen erfolgt in aufrechter Haltung, das volle Ausatmen unterstützen die Oberschenkel durch Druck.

Die Flankenatmung wird uns erst möglich, wenn wir durch ständige Übung der Zwerchfellatmung eine sichere Kontrolle unseres Atmungsapparates gewonnen haben. Wir gehen dabei wie bei der Zwerchfellatmung vor, lassen jedoch statt der Bauchdeckenstreckung eine seitliche Rippendehnung eintreten. Die Flankenatmung wird auch Sängeratmung genannt, weil sie wegen der dabei erzielten Stimmuskelspannung eine wesentliche Voraussetzung für richtiges Singen und Sprechen ist.

Die Rückenatmung ist eine Weiterentwicklung der Flankenatmung. Auch sie beginnt mit der Zwerchfellatmung. Anschließend dehnen wir die Flanken und beziehen dann die Rückenmuskeln in die Dehnung ein.

Wie können wir nun die Vollatmung als Heilfaktor einsetzen? Der Arzt wird zuerst die Fehlatmung ausschalten, um dann mit bestimmten Einzelübungen gezielt gegen die verschiedensten Krankheiten vorzugehen. Mit einer systematischen Atemschulung ist es heute möglich, nicht nur Schäden an den Atmungsorganen selbst — wie zum Beispiel Bronchialasthma — zu heilen oder zu lindern; der Arzt kann sie auch wirkungsvoll gegen organische Leiden einsetzen. Dabei wurden gute Heilerfolge bei verschiedenen Herzdefekten, bei Leber-, Magen- und Darmstörungen erzielt.

Die besten Ergebnisse erreicht der Atemtherapeut jedoch bei Leiden, die durch eine Fehlsteuerung der selbständig arbeitenden Nerven verursacht wurden. Hier gibt es für ihn bei Neurosen und Depressionen, bei nervöser Reizbarkeit, Drüsen- und Stoffwechselerkrankungen ein reiches Betätigungsfeld.

Wozu aber das Ganze, wird mancher fragen, wenn man gesund ist? Nun, für den gesunden Menschen ist die Vollatmung in erster Linie ein Vorbeugungsmittel. Durch Sport oder Arbeit im Freien allein ist sie





Fotos: Dombrowski

Zur Kräftigung der Bauchmuskulatur dient diese Übung in der Rückenlage. Die Bücher werden beim Einatmen durch die automatische Ausdehnung der unteren Lungenpartien und die Bauchdecke gehoben. Wer die Übung beherrscht, sollte das Gewicht der Bücher steigern. Das Heben und Senken der Bücher ist gleichzeitig eine sehr gute Kontrolle der richtigen Bauchatmung.

Atemübungen nach eigener Phantasie sollten das Atemprogramm ergänzen. Wichtig ist nur, daß die Bewegungen die Tiefatmung nicht hindern. Bei dieser Übung im Sitzen wird die rechte Hand zum linken und dann die linke Hand zum rechten Bein geführt. Das Einatmen erfolgt mit gestrecktem Oberkörper beim Händewechseln, das Ausatmen beim Ausstrecken der Arme.

nicht zu erreichen. Voraussetzung ist stets die Beherrschung des gesamten Atemapparates

Die beste Zeit für die Atemgymnastik ist der Morgen, der beste Ort das offene Fenster: Die Lunge braucht frische, sauerstoffreiche Luft. Nur wenn sie diese hat, lohnt es sich, Vollatmung zu erstreben.

Die richtige Vollatmung läßt sich nur durchführen, wenn der Körper aus einer völlig entspannten Haltung die Arbeit der Muskeln, Sehnen und Bänder des Atmungsapparates unterstützt.

Um sie zu erlernen, legen wir uns zunächst auf den Rücken. Der Körper soll gestreckt, der Kopf leicht nach hinten gebeugt sein. Die Beine werden etwas angezogen, die Arme liegen seitwärts flach auf. Nun atmen wir über das Zwerchfell ein, lassen dann die Luft weiter zu den Flanken strömen und schließlich zum Rükken. Bei fortgesetztem Einatmen wird die Luft von dem unteren Brustraum in den oberen gepreßt. Die Bewegung erfolgt also wellenförmig von unten nach oben. Dann halten wir kurz die Luft an, ehe langsam das Ausatmen durch den Mund folgt. Je vollständiger es vor sich geht, um so stärker wird die noch in den Lungen verbliebene verbrauchte Restluft herausgetrieben. Auch nach dem Ausatmen verhalten wir kurz, bevor aus dieser Ruhestellung eine neue Einatmung eingeleitet wird.

Bei Übungen im Stehen oder Sitzen muß vor allem auf eine vollkommene Streckung der Wirbelsäule geachtet werden. Nur so ist eine volle Entfaltung der Lungen gewährleistet.

Die beste Tiefatmung erreichen wir durch die Verbindung der geschilderten Atemübungen mit gymnastischen Bewegungen. Dabei sind bei der Gestaltung der Bewegung der Phantasie keine Grenzen gesetzt. Entscheidend ist nur, daß die bewußte Tiefatmung den Vorrang behält und daß der Atmungsablauf nicht gehemmt, sondern gefördert wird.

Schon nach den ersten Übungsstunden spüren besonders Menschen mit vorwiegend sitzender Lebensweise, mit einseitiger körperlicher Arbeit oder Tätigkeit in geschlossenen Räumen erhöhte Spannkraft und Frische. Nervöse Reizbarkeit und vegetativ bedingte ›Halbkrankheiten‹ verschwinden oft bereits nach wenigen Tagen. Damit ist die richtige Atmung nicht nur ein wichtiges Vorbeugungsmittel gegen verschiedene Leiden, sondern auch ein echtes Heilmittel, das gerade jetzt nach den langen Wintermonaten mit der zwangsläufigen Vernachlässigung der Lungenarbeit eine besondere Bedeutung gewinnt.

Problem Sommerferien

Neue Feststellungen zu einem alten Beschwerdepunkt / VON DR. GERHARD PRAUSE

Juli und August sind die Monate der Großen Ferien. Kinder und Erwachsene überschwemmen die Erholungsorte. Sie müssen die höchsten Saisonpreise zahlen. Viele von ihnen würden viel lieber schon im Mai, Juni oder erst im September verreisen — aber die Schulbehörden erlauben es nicht. Sie halten an der alten Ferienordnung fest, die lange als überholt gilt.

So sieht es von Mitte Juli bis Ende August jedes Jahr aus: Überfüllte Eisenbahnzüge, überfüllte Erholungsorte.

Müssen alle Menschen ausgerechnet in diesen sechs Wochen ihren Urlaub nehmen? Warum nicht im Mai, im Juni oder im September? Die Antwort ist einfach: Die Eltern schulpflichtiger Kinder — und sie machen das Gros aus — müssen sich nach den Schulferien richten. Die Hauptschuld an der Überfüllung in den Ferienorten liegt also bei den Ferienterminen der Schulen.

Nun sind zwar die Sommerferien in den einzelnen Bundesländern nicht genau zur selben Zeit. Die Termine sind in den Bundesländern jeweils um ein paar Tage verschoben. Aber trotz dieser Staffelung bleibt von Mitte Juli bis Mitte August eine starke Überschneidung.

Konferenz nützte nichts

Im vergangenen Sommer waren einen Monat lang 72 Prozent aller Schulkinder in den Ferien. Zwei Wochen lang waren es sogar 99 Prozent.

Das wird auch in diesem Sommer nicht besser sein. Wieder haben zu viele Kinder zur selben Zeit Sommerferien. Es hat nichts genützt, daß die Ständige Konferenz der Kultusminister in Feldafing schon vor Jahren empfahl, die Sommerferien weiter auseinander zu ziehen, sie auf die Zeit vom 25. Juni bis zum 25. September zu verteilen. Doch die Länder haben diesen Zeitraum nicht ausgenutzt. Der früheste Anfangstermin ist erst der 27. Juni. Und der späteste Endtermin schon der 6. September. Der Gesamtplan sieht 1958 so aus:

Baden-Württemberg	28. 7.— 6. 9.
Bayern	18. 7.— 1. 9.
Berlin	11. 7.—21. 8.
Bremen	28. 6.— 5. 8.
Hamburg	10. 7.—20. 8.
Hessen	10. 7.—13. 8.
Niedersachsen	27. 6.— 5. 8.
Nordrhein-Westf.	29. 7.— 1. 9.
Rheinland-Pfalz	24. 7.— 1. 9.
Saarland	24. 7.— 2. 9.
Schleswig-Holstein	3. 7.— 7. 8.

Überfüllte Bäder

An der Überschneidung halten die Länder absichtlich fest. Sie sagen: Es muß eine Zeit geben, in der alle Kinder Ferien haben. Nur dann lassen sich gemeinsame Veranstaltungen — wie zum Beispiel Ferienlager — ermöglichen, an denen Schüler aus allen Teilen der Bundesrepublik teilnehmen können.

Gegen die Überschneidung wenden sich seit Jahren der Deutsche Bäderverband und der Bund Deutscher Verkehrsverbände. Kürzlich hat auch Bundesverkehrsminister Dr. Seebohm an die Ständige Konferenz der Kultusminister appelliert, die Sommerferien so zu ändern, daß nicht alle Ferienorte zur gleichen Zeit überfüllt sind.

Die Zusammenballung in Bädern und Kurorten ist nicht mehr länger zu verantworten. Der sich von Jahr zu Jahr verstärkende Ansturm auf die Ferienorte führt während der Saison zu überhöhten Preisen. Familien mit schulpflichtigen Kindern werden davon am stärksten betroffen. Sie können nur während dieser Zeit reisen.

Die Vertreter des Fremdenverkehrs sind nun bei ihrer Kritik nicht stehengeblieben. Sie machen folgenden Vorschlag: Die Masse der Schulkinder soll in zwei etwa gleich starke Gruppen aufgeteilt werden. Die erste Gruppe würde spätestens bis zum 31. Juli Ferien haben, die zweite Gruppe erst nach dem 1. August. Dann würde immer nur die Hälfte aller Schulkinder zur gleichen Zeit in den Ferien sein.

Die Länder sind mit diesem Vorschlag nicht einverstanden. Kein Land will die Ferien so früh im Juni beginnen oder erst Mitte September enden lassen. Zwar räumen die Kultusministerien ein, daß die vorgebrachten Argumente berechtigt seien. Aber die Einteilung der Ferien müsse in erster Linie nach pädagogischen Gesichtspunkten erfolgen.

Wie sehen nun diese pädagogischen Gesichtspunkte aus? Jedes Land möchte seine Schulkinder natürlich in jener Zeit beurlauben, in der die Aussichten auf gutes Wetter am größten sind. In Hamburg hat sich die Schulbehörde beispielsweise ein Gutachten des meteorologischen Amts eingeholt. Als die geeigneten Ferienmonate, besonders für die See, nannten die Meteorologen die Monate Juli und August.

Wann ist das Wetter am schönsten?

Für die vergangenen Jahre traf die Aussage der Meteorologen jedenfalls nicht zu. Der letzte Sommer 1957 (Juli bis August) war verregnet. Das Jahr davor hatte den katastrophalsten Sommer seit 70 Jahren. Nachdem schon der Frühling in Gewittergüssen ertrunken war und im Mai die Rosenpracht von Nizza erfror, brachten auch Juni und Juli wieder nur Kälte und sehr viel Regen, der in Niedersachsen zu riesigen Überschwemmungen führte. Der August hatte noch mehr Regen, und am 23. wurden in der Nähe Hamburgs am Boden 4 Grad unter Null gemessen.

1955 hingegen hatte — jedenfalls für Norddeutschland — einen Sonnenrekord aufgestellt. Beinahe fünf Monate lang schien die Sonne. Da waren also Juni und September genau so schön wie Juli und August.

Und auch für 1954 ist jenes Gutachten wertlos: in ganz Deutschland war der Sommer total verregnet. In Bayern, wo der Juli 23 Regentage hatte, kam es zu Überschwemmungskatastrophen. Auch der August verregnete. Und erst der September wurde einigermaßen sommerlich.

Letzlich enthält das Gutachten, auf das sich die Hamburger Schulbehörde stützt, nur eine theoretische Voraussage. Aber selbst wenn diese Voraussage einträfe, wenn also Juli und August immer das schönste Wetter hätten: sind sie deswegen die geeignetsten Ferienmonate?

Erkenntnisse der Kinderärzte

Für den Aufenthalt an der See wären sie es nicht. Ärzte machten eine sehr wesentliche Feststellung: Für die Gesundheit war der verregnete Sommer 1954 an der See sehr viel besser als zum Beispiel der Sommer 1947 mit seinen vielen heißen Sonnentagen. Durch die feuchten Monate blieb das Klima an der Nordsee während des ganzen Jahres 1954 gesundheitlich so günstig, wie es dort sonst nur im Frühjahr und im Herbst ist.

Nun wird niemand deswegen die Sommerferien etwa in den Herbst verlegen wollen. Außerdem: Der Herbst wäre für die Ferien viel zu schade. Denn zu dieser Erkenntnis kam kürzlich eine Reihe von Kinderärzten: das Schuljahr und die jetzige Ferienordnung sind dem natürlichen Jahresrhythmus entgegengesetzt. Man hatte festgestellt, daß die Kinder nicht gleichmäßig während des ganzen Jahres wachsen. Vielmehr ist es so, daß sie in der Zeit von April bis Juni ziemlich rasch in die Höhe schießen. Dann tritt ein Stillstand ein. Und später, von September bis in den Dezember, wird das dazugehörige Gewicht »angefuttert«. Und in dieser Zeit, also im Herbst, und noch einige Wochen danach, wenn die Kinder nicht größer werden, sondern nur an Gewicht zunehmen, sind sie körperlich und geistig besonders leistungsfähig. In der Zeit davor, von Mitte Juli bis Mitte September, sind sie hingegen ziemlich träge. Und in der Wachstumsperiode von April bis Juni sind sie leicht müde und abgespannt.

Von diesem Rhythmus ausgehend, fordern die Ärzte, daß man das Schuljahr im Herbst beginnen läßt, statt zu Ostern, wo der Endspurt zur Versetzung mit der Frühjahrsmüdigkeit zusammenfällt. Ausklingen soll das Schuljahr mit verlängerten Sommerferien. Sie würden dann Anfang Juli beginnen und bis mitten in den September gehen. Sie lägen dann genau in der Zeit des seelisch-geistigen Tiefs. Wegen der Verlängerung der Großen Ferien müßte dann allerdings auf Pfingst- und Herbstferien verzichtet werden.

Mit einer solchen Regelung würde zugleich das Problem der überfüllten Erholungsorte gelöst werden. Zwar hätten durch die verlängerten Sommerferien zweieinhalb Monate lang alle Schulkinder zur gleichen Zeit schulfrei. Aber der Ansturm auf die Ferienziele würde sich dann auf Wochen verteilen.

Die jetzige Ferienordnung kann nicht mehr länger bestehen bleiben. Von ihren Nachteilen sind alle betroffen, Erwachsene und Kinder. Und die Schwierigkeiten werden nur immer noch größer, denn die Reisewelle hat ihren Höhepunkt noch lange nicht erreicht.



Foto: dpa

Solche überfüllten Erholungsorte (wie oben) gäbe es nicht mehr, wenn im Bundesgebiet die Großen Ferien nicht alle gleichzeitig wären. Verbände und Ärzte machten Änderungsvorschläge — Schulbehörden lehnten bisher ab.



Mit Eleganz gemeistert



Mod. K5

Constructa



Frauen unserer Zeit meistern auch die Hürden des Alltags auf elegante Art. Was zum Beispiel bedeutet für sie noch waschen? Nichts... außer einem Druck auf den Knopf. Und schon sind sie frei. Constructa hat ihnen den Waschtag völlig aus der Hand genommen. Vom ersten bis zum letzten Arbeitsvorgang – vom Einweichen bis zum Trockenschleudern – führt **volle Automatic** Regie.

Größte Kundendienst-Organisation dieser Art im Bundesgebiet.

Neues CONSTRUCTA-Waschverfahren mit entscheidenden Vorteilen:

- wesentliche Senkung der Anschlußwerte ermöglicht die Aufstellung im Etagenhaushalt, **weil jetzt anschließbar an jede Wechselstromleitung**

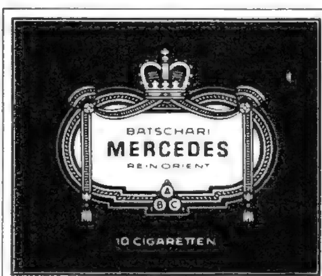
Das neue CONSTRUCTA-Waschverfahren bedeutet ferner:

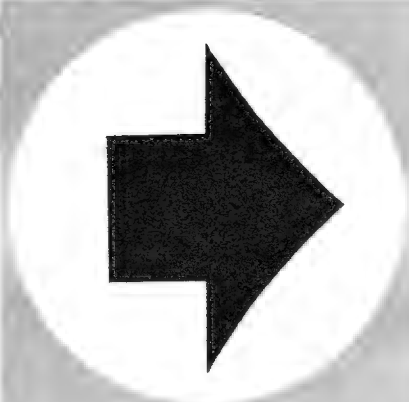
- fast **40%** weniger Stromverbrauch
- ca. **30%** Waschmitteleinsparung
- nur noch **einmalige** Zugabe der Wasch- und Spülmittel kurz nach Einschaltung der Maschine
- Verwendung **aller** Waschmittel, auch der stark schäumenden wie z. B. Sunil, Wipp perfekt usw. ohne schaumhemmende Zusätze, ohne besondere Schaltungen
- Spezialwaschprogramm für stark verschmutzte Sachen bei Modell K5
- Preissenkung bei Modell K 3 für Wechselstrom um **315,-** DM, für Drehstrom um **200,-** DM!

Geblieben aber ist die „klassische Waschmethode" mit allen ihren Vorzügen.

Verlangen Sie unverbindlich Prospekt G vom CONSTRUCTA-Werk, Düsseldorf-Oberkassel

Generalvertretungen: SAARLAND: Adolf Monz, Saarbrücken · ÖSTERREICH: Louise Schumits & Sohn, Wien · HOLLAND: Techn. Unie, Amsterdam · SCHWEIZ: Novelectric AG., Zürich · SCHWEDEN: Elektroskandia, Stockholm. Ferner in BELGIEN, FINNLAND, FRANKREICH, ITALIEN, LUXEMBURG, NORWEGEN.





An die Redaktion

Fortsetzung von Seite 4

Geschichte der Menschheit

In der ›Geschichte der Menschheit‹ Nr. 29 berichtet Ihr Mitarbeiter ausführlich über den ›Ackermann aus Böhmen‹. Dieses großartige Kunstwerk ist heute fast völlig vergessen. Nach dem Urteil zahlreicher Literarhistoriker ist es die bedeutendste neuhochdeutsche Dichtung vor Goethes ›Werther‹.

Hans Egon FREITAG, Berlin

Wie Ihr Berichterstatter in Nr. 27 schildert, war Petrarcas Dichterkrönung für Rom, ja für ganz Italien ein gewaltiges Ereignis. So viel galt damals ein Dichter!

Ursula MÖLLENDORF, Hagen (Westfalen)

Als alter Frankfurter fühle ich mich bei der Lektüre Ihrer Geschichte gekränkt: Sie haben verabsäumt, die Gründung meiner Vaterstadt durch Karl den Großen zu erwähnen und vom Römer zu sprechen, in dem die deutschen Kaiser gekrönt wurden.

Karl WIGAND, Ursberg über Dinkelscherben

Der Kaiser Friedrich II. ist nicht 38-, sondern 56jährig gestorben, und sein Sohn Heinrich, dem er — wie Sie schreiben — im Jahre 1250 Jerusalem vermachte, war da schon acht Jahre tot.

Herbert SÄNGER, Berlin

[Friedrich II. ist fast 56 Jahre alt geworden. Unsere Angaben über das Testament stimmen genau. Friedrich II. hatte nämlich zwei Söhne mit dem Namen Heinrich. Im Testament von 1250 ist der im Jahre 1238 geborene Heinrich gemeint, der aus der Ehe mit der Engländerin Isabella stammt.]

Ich habe Ihre Berichte von der Wende des Jahres 1000 verglichen mit dem Buch ›Der Zauberer‹ von Ellert. Darin kommt Gerbert von Ravenna vor, der 999 als Papst Silvester II. gekrönt wurde und gegen die Furcht vor dem Weltuntergang predigte.

Michael PÜLS, Köln-Zollstock

Weitere Briefe siehe Seite 53

Geschichte der Menschheit

Was wir heute von damals wissen, wird hier zu neuem Leben gebracht

BERICHTET IM STIL EINER ZEITUNG

Wer die Vergangenheit versteht, fürchtet die Zukunft nicht mehr!

Redaktion: KRISTALL · 1411 - 1441 nach Christus · Nr. 30 · Seite 117

Johanna von Orléans starb als »Hexe« auf dem Scheiterhaufen

Sie hatte einen grausamen Tod

Von unserem Sonderberichterstatter

Rouen (Frankreich), 30. Mai 1431

Auf dem Marktplatz der nordfranzösischen Stadt Rouen haben die Engländer heute Johanna von Orléans verbrennen lassen. Die 19jährige Jungfrau, die dem jetzigen französischen König, Karl VII., zu militärischen Siegen und vor allem zu seiner Krönung verholfen hatte, war schuldig gesprochen worden, als Hexe und Wahrsagerin und als blutdürstige Kriegsverbrecherin Fürsten und Volk verführt zu haben. Von einem geistlichen Gerichtshof war Johanna zunächst zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt worden. Sie hatte gestanden, Gott gelästert zu haben, und sie hatte ihren Stimmen, die ihr befohlen hatten, gegen die Engländer zu kämpfen, abgeschworen. Aber dann hatte sie alles widerrufen: Nur aus Furcht vor dem Feuertod habe sie sich schuldig bekannt. In Wahrheit glaube sie noch den Stimmen. Da fiel das Todesurteil.

Es war 9 Uhr morgens, als Johanna, von den Franzosen Jeanne d'Arc genannt, aus dem Gefängnis geholt wurde, wo sie seit achtundsiebzig Tagen in Ketten gelegen hatte. Sie wurde in einen Karren gebracht und unter Bewachung von achtzig Kriegsknechten durch die engen Straßen zum Richtplatz des Altmarktes, in der Nähe des Flusses, gefahren. Drei Gerüste hatte man dort errichtet. Auf dem einen sollte Johanna postiert werden und die Verwarnungspredigt anhören. Ein anderes, geräumigeres sollte den Richtern und Prälaten als Tribüne dienen. Und in der Mitte des Platzes war aus Mörtel und bedeckt mit Holz das dritte Gerüst: der Scheiterhaufen.

Der Platz wurde von hundertsechzig englischen Kriegsknechten bewacht. Hinter den Soldaten drängte sich die Menge der Neugierigen, und die Fenster der umliegenden Häuser waren über und über mit Zuschauern gefüllt, und sogar die Dächer waren schwarz von Menschen.

Johanna wurde auf das erste Gerüst hinaufgezogen. Sie trug ein langes Kleid und auf dem Kopf eine Art Kapuze. Nikolaus Midy, ein Doktor der Theologie, stieg auf dasselbe Gerüst und hielt die Verwarnungspredigt. Er sprach über das Wort des Apostels »Wenn ein Glied leidet, leiden alle Glieder.«

Nach der Predigt, der Johanna geduldig gefolgt war, verkündete der Bischof von Beauvais das Urteil: ». . . Wir erklären, daß du, Johanna, als faules Glied, indem wir verhindern wollen, daß sich die Ansteckung den andern Gliedern mitteile, aus der Einheit der Kirche ausgestoßen, aus ihrem Leib gerissen und der weltlichen Macht überantwortet werdest; und wir verwerfen dich, wir reißen dich aus, wir verlassen dich, indem wir bitten, daß selbige weltliche Macht, was den Tod und die Verstümmelung der Glieder betrifft, ihr Urteil mildere.«

Aber die weltliche Macht war nicht bereit, ihr Urteil zu mildern. Auch wußte jeder, daß jene vom Bischof ausgesprochene Bitte eigentlich nichts weiter als eine leere Formel war. Nachdem das Urteil gesprochen war, stieß Johanna herzerweichende Seufzer aus. Weinend kniete sie nieder. Sie empfahl ihre Seele Gott. Sie bat die Leute, ihr das Böse, das sie ihnen etwa angetan habe, zu vergeben; sie flehte ihre Richter um Verzeihung an und ebenso alle Engländer und den König Heinrich und die englischen Prinzen des Königreiches. Sie bat alle anwesenden Priester, daß jeder von ihnen eine Messe zum Heile ihrer Seele lesen möge. So zeigte sie unter Tränen Gefühle der Demut und der Reue. Viele der Zuschauer weinten. Aber einige Engländer lachten und riefen, ob es denn nicht bald weiterginge.

Schließlich machte der Amtmann mit der Hand ein Zeichen und sagte: »Führt sie hinweg!« Da wurde sie von zwei Wächtern des Königs vom Gerüst herabgezogen und wieder in den Karren gebracht. Man setzte ihr jetzt eine große Mitra aus Papier auf den Kopf. Darauf stand »Ketzerin, Irrgläubige, Götzendienerin«. Dann übergab man sie dem Scharfrichter.

Zwei junge Dominikanerbrüder und der Gerichtsvollzieher begleiteten sie zum Scheiterhaufen. Dort stand auf einer Tafel: »Johanna, die sich die Jungfrau nennen läßt, Lügnerin, Verderbe-

◆ Fortsetzung S. 2, Spalte 1



Auf dem Scheiterhaufen bat Johanna um ein Kruzifix; sie wollte es sehen bis zu ihrem Tode.

»Was sagten Euch die Stimmen?«

Aus den Akten des Inquisitionsgerichtes in Rouen

Nachdem Johanna in Gefangenschaft geraten war, wurde sie von den Burgundern gegen zehntausend Goldfranken an die Engländer verkauft. Man brachte sie nach Rouen. Da die Engländer sie für eine Zauberin hielten, ließen sie ihr einen Eisenkäfig machen, in dem sie am Hals, an Händen und Füßen angekettet wurde. Am Mittwoch, dem 21. Februar 1431, um 8 Uhr morgens begann unter dem Vorsitz des Bischofs von Beauvais der Prozeß gegen die Jungfrau von Orléans.

Bei dem ersten Verhör in der königlichen Kapelle des Schlosses zu Rouen, wo außer dem Bischof 43 Assessoren anwesend waren:

Der Bischof: Was lehrte man Euch?

Johanna: Die Mutter lehrte mich das Vaterunser, den Englischen Gruß und das Credo. Niemand als meine Mutter unterwies mich in der Religion.

Der Bischof: So sagt das Vaterunser.

Johanna: Wenn Ihr mich in der Beichte hört, dann sage ich das Vaterunser.

Der Bischof: Ich verlange von Euch, daß Ihr hier und sofort das Vaterunser sprecht.

Johanna: Ich will das Vaterunser Euch nur sagen, wenn Ihr mich in der Beichte hört . . .

Der Bischof: Habt Ihr Euch wegen irgend etwas zu beklagen?

Johanna: Beklagen muß ich mich, weil ich mit Eisenketten an Leib und Füßen bös gefesselt bin.

Der Bischof: Andernorts suchtet Ihr mehrmals zu entfliehen.

Johanna: Es ist wahr, ich wollte fliehen, und ich will es noch immer, so wie es jedem Gefangenen wohl zusteht . . .

Am 22. Februar, in der Gewerbekammer hinterm großen Saal des Schlosses zu Rouen:

Der Verhörende: Wann hörtet Ihr zuerst die Stimmen?

Johanna: Ich war dreizehn Jahre alt, als mir eine Stimme von Gott erklang, um mir zu helfen, recht zu leben.

Der Verhörende: Suchte die Stimme Euch oft heim?

Johanna: Zwei- oder dreimal in der Woche sprach sie zu mir: »Du sollst dein Dorf verlassen und nach Frankreich wandern.«

Der Verhörende: Was ward Euch noch eröffnet?

Johanna: Es wurde mir gesagt, ich solle die Belagerung von Orléans aufheben . . .

Bei einem fünften öffentlichen Verhör am 1. März:

Der Verhörende: Unter welcher Gestalt zeigte sich Euch Sankt Michael?

Johanna: Er trug keine Krone

● Fortsetzung auf Seite 2

An unsere Leser

Das Rätsel Johanna

Nach dem Tode der Jungfrau von Orléans haben die Engländer wieder Hoffnung, aus dem hundertjährigen Krieg doch noch als Sieger hervorzugehen. Sie haben erkannt, daß Johanna das Zentrum des Widerstandes war. Während eines öffentlichen Verhörs vor dem Inquisitionsgericht zu Rouen sagte ein englischer Edelmann: »Wahrlich, das ist eine großartige Frau. Schade, daß sie nicht Engländerin ist!« Was jenem Edelmann so sehr gefallen hatte, war Johannas Antwort auf die Frage des Vorsitzenden, ob sie sich jemals an einem Ort aufgehalten habe, wo Engländer getötet wurden. Sie sagte: »Natürlich habe ich das; warum haben sie Frankreich nicht verlassen und sind in ihr Land zurückgekehrt!«

Dennoch haben auch die Engländer dieses junge Mädchen aus Domremy in seiner Bedeutung weit unterschätzt. Sie ist ja mehr gewesen als eine mutige militärische Führerin. Ihre militärischen Siege waren nicht sehr groß. Johannas eigentliche Bedeutung liegt darin, daß sich in ihr der nationale Gedanke Frankreichs manifestiert hat. Und dieser Gedanke wird weiterleben, obgleich Johanna verbrannt wurde, ja gerade deswegen wird er nur immer stärker werden.

Aber auch damit ist Johanna noch keineswegs erfaßt. Sie bleibt ein unfaßbares Phänomen. Waren jene Stimmen, die sie gehört haben will, nicht vielleicht doch Stimmen von Heiligen? Diese entscheidende Frage wird wohl kaum mit letzter Gültigkeit beantwortet werden können. Fest steht heute nur, daß das geistliche Gericht unsicher war und daß es ohne den politischen Druck der Engländer vielleicht einen ganz anderen Spruch gefällt haben würde. Diese Unsicherheit wird bleiben. Und vielleicht werden sich noch spätere Jahrhunderte mit dem Rätsel Johanna auseinandersetzen und nach einer Deutung suchen müssen.



An der Spitze einer Truppe von etwa 4000 Mann befreite Johanna Orléans von den Engländern



Zwei- bis dreimal in der Woche erschienen dem Hirtenmädchen Johanna jene seltsamen Stimmen

Dann war nur noch Rauch ...

◆ Fortsetzung von Seite 1

rin, Betrügerin des Volks, Prahlerin, Götzendienerin, grausames, leichtfertiges Geschöpf, Teufelsbeschwörerin, Abtrünnige, Irrgläubige und Ketzerin.«

Als Johanna schon auf dem Scheiterhaufen stand, bat sie den einen der Dominikanerbrüder, in die benachbarte Kirche zu gehen und ihr ein Kruzifix zu holen und es so zu halten, daß es ihren Blikken gegenwärtig sei, solange sie lebe. Der Gerichtsvollzieher gab die Erlaubnis, und aus der Erlöserkirche wurde ein Kruzifix geholt, das man Johanna hinaufreichte. Als man Johanna an den Pfahl kettete, rief sie nach dem heiligen Michael und nach der heiligen Katharina.

Dann wurde der Scheiterhaufen in Brand gesetzt. Da schrie sie mit lauter Stimme »Jesus« und wiederholte diesen Namen wohl sechsmal. Dann hörte man nur noch das Prasseln des Feuers, und es war nichts zu sehen als Flammen und dichter Rauch.

Wie der Scharfrichter später aussagte, hat Johanna einen sehr grausamen Tod erlitten. Während der Henker sonst den Verurteilten, um seine Leiden zu verkürzen, in einen dichten Rauch hüllt, konnte er in diesem Falle nicht helfen, weil der Amtmann das Mörtelgerüst zu hoch hatte aufbauen lassen und der Henker nicht an die Verurteilte herankommen konnte. Als Johanna gestorben war, befahl der Amtmann dem Henker, die Flammen zu löschen, damit man sehe, daß die Ketzerin nicht mit Hilfe des Teufels oder auf andere Weise entkommen sei. Ihr Leichnam wurde gezeigt, dann mit Öl und Schwefel übergossen und erneut dem Feuer übergeben. Ihre Asche ließ der Amtmann in die Seine streuen, damit nichts mehr an Johanna erinnern könne.



Die Jungfrau von Orléans

Abschwörung und Widerruf

Aus den Gerichtsprotokollen von Rouen

● Fortsetzung von Seite 1

und ich weiß nicht mehr, wie sein Gewand aussah.

Der Verhörende: War er nackt?

Johanna: Glaubt Ihr denn, Gott sei nicht reich genug, um ihn zu kleiden?

Der Verhörende: Hatte er Haare?

Johanna: Warum sollte das Haar ihm abgeschnitten sein?

Bei einem geheimen Verhör am 14. März im Gefängnis:

Der Bischof: Ihr habt gesagt, Johanna, daß wir, Bischof von Beauvais, uns in große Gefahr begeben, weil wir Euch streng verhören. Was sind das für Gefahren?

Johanna: Euch, Bischof, sagte ich: »Ihr werft Euch auf zu meinem Richter. Ob Ihr es auch seid, weiß ich nicht. Bemüht Euch, gerecht zu richten. Sonst lauft Ihr große Gefahr. Ich warne Euch, damit, wenn Gott Euch deswegen straft, ich meiner Pflicht, Euch zu verwarnen, genügte.«

Bei der Verlesung der Anklageschrift am 28. März:

Der Bischof: Laßt jetzt endlich von Eurer Männertracht ab!

Johanna: Ich lege sie nicht ab ohne Erlaubnis unseres Herrgotts und schnitte man mir den Kopf ab. Doch wenn es Gott gefällt, tue ich sie von mir.

Der Bischof: Wir wiederholen Euch, zieht Frauenkleider an!

Johanna: Ich werde kein Frauenkleid anziehen, es sei denn mit Erlaubnis unseres Herrn ...

Als man ihr schließlich mit der Folter droht und sie dann als Ketzerin verurteilt, da schwört Johanna ab:

Da die Geistlichen versichern, meine Erscheinungen und Offenbarungen seien unglaubhaft und nicht zu befürworten, so will auch ich nicht auf ihnen bestehen.

Doch schon fünf Tage später widerruft sie:

Der Bischof: Habt Ihr seit Donnerstag die Stimmen der heiligen Katharina und heiligen Margarete vernommen?

Johanna: Gott ließ mir durch die heiligen Frauen sagen, zu welch elendem Verrat ich mich herabließ, als ich abschwor und widerrief, um mein Leben zu retten.

Johanna kämpfte für Karl VII.

Eine entscheidende Wendung im ›Hundertjährigen Krieg‹

Von unserem außenpolitischen Mitarbeiter

Rouen (Frankreich), 1431

Nach dem Tode der Jungfrau von Orléans sind die Engländer erneut voller Zuversicht; sie halten jetzt eine Eroberung ganz Frankreichs für durchaus möglich. Seit nahezu hundert Jahren geht nun der Kampf zwischen England und Frankreich.

Für Frankreich ist diese Auseinandersetzung zugleich ein Bürgerkrieg. Denn da sind zwei Parteien: Orléans und Burgund. An der Spitze der Orléans-Partei steht Karl VII., der durch Johanna gekrönt wurde — ein schwacher, unentschlossener Herrscher. Die Burgunder sind mit den Engländern verbündet, deren König, Heinrich V., im Vertrag von Troyes, am 21. Mai 1420, als Erbe Frankreichs anerkannt worden war. Heinrich starb im Jahre 1422, und dann ging der Anspruch auf seinen Sohn Heinrich VI. über. Aber alle Abmachungen waren von Johannas Auftreten durchkreuzt worden. Johanna hat in dem Krieg eine entscheidende Rolle gespielt.

Die inbrünstig religiöse Johanna hörte im Alter von dreizehn Jahren seltsame Stimmen. Sie sagte, es seien die Stimmen von Heiligen. Im Laufe der nächsten fünf Jahre, so behauptete sie, sprachen jene Stimmen zwei- oder dreimal in der Woche zu ihr. Gegen Ende des Jahres 1428 forderten sie sie auf, den Franzosen zur Hilfe zu eilen und ihnen insbesondere dabei zu helfen, die Belagerung von Orléans durch die Engländer zu beenden.

Das war leichter gesagt als getan in den chaotischen Wirren, unter denen Frankreich darniederlag. Und erst nach größten Schwierigkeiten gelangte Johanna zum Dauphin. Durch die Unerschütterlichkeit ihres Glaubens überwand sie den Skeptizismus des Hofes und wurde zum »Chef de Guerre« ernannt. An der Spitze eines kleinen Heeres von etwa viertausend Mann sollte sie Orléans entsetzen.

Mit dieser Truppe führte sie tatsächlich den Abzug der Engländer von Orléans herbei. In zwei Schlachten erlitten die Engländer dann bittere Niederlagen. Und am 16. Juli 1429 wurde der Dauphin in Reims zum König von Frankreich gekrönt.

Sie hoffte, daß jetzt Frieden geschlossen werden könne zwischen dem neuen König und den Burgundern, so daß ein vereinigtes Frankreich die englischen Eindringlinge zurückschlagen könne. Aber dem neuen König fehlten Energie und Beharrlichkeit. Er blieb so schwach, wie er es als Dauphin schon gewesen war, und Johannas Hoffnungen gingen nicht in Erfüllung.

Ein vorläufiger Waffenstillstand mit den Burgundern brachte keinen Fortschritt, und Johanna sah keinen anderen Ausweg, als erneut ins Feld zu ziehen. Mit ein paar Getreuen ritt sie nach Compiègne. In der Nähe dieser Stadt befand sich ein Lager der Burgunder. Obwohl diese Unternehmung in ihren Plänen erst an zweiter Stelle stand — ihr größter Wunsch war es, Paris einzunehmen —, beteiligte sie sich an einem Ausfall gegen die Burgunder. Aber dabei geriet sie in Gefangenschaft. Der König tat nichts, um ihr zu helfen, und die Burgunder verkauften sie an die Engländer, und zwar gegen einen sehr hohen Preis.

Die Engländer wollten das Mädchen von Orléans aus rein politischen Gründen in ihre Gewalt bekommen. Sie erkannten in ihr eine Kraft, die wohl in der Lage war, den schwachen Willen des Königs zu stärken, die streitenden französischen Parteien zu versöhnen und mit einem vereinten Frankreich, von ihr zu religiöser Begeisterung inspiriert, einen erfolgreichen Befreiungskrieg gegen die Engländer zu führen.



Johannas Geburtshaus und die Kirche im lothringischen Dorf Domremy

Hussiten besiegt

Die Böhmen huldigen Kaiser Sigismund

Von unserem Sonderberichterstatter

Prag, 26. August 1437

Auf dem Altstädter Ring zu Prag empfing Kaiser Sigismund heute als König von Böhmen den Treueschwur der Prager Bürger. Der Kaiser saß auf dem böhmischen Thron und trug die Krone von Böhmen. Endlich ist Sigismund, der jüngere Sohn Kaiser Karls IV., als König von Böhmen anerkannt. Im Jahre 1419, als sein Bruder Wenzel der Faule starb, war ihm die böhmische Krone zugefallen.

Aber gleich nach Wenzels Tod war es in Prag zum Aufstand der Hussiten gekommen. So heißen die Anhänger des ehemaligen Rektors der Prager Universität, Johann Hus. Der Theologieprofessor Hus hatte die Lehren des 1384 gestorbenen Engländers John Wiclif übernommen. Wie Wiclif lehnte auch Hus die Ohrenbeichte ab, er verwarf den Ablaß und war ein Feind des Mönchtums. Deswegen wurde er als Ketzer verurteilt und am 6. Juli 1415 in Konstanz auf dem Scheiterhaufen verbrannt.



Kaiser Sigismund, der jüngere Sohn Karsl IV.

Über seine Hinrichtung äußerst aufgebracht, wollten seine Anhänger ihre Lehre nun mit Gewalt durchsetzen. Dabei ging es ihnen zugleich um den tschechischen Nationalismus. In Prag und anderen hussitischen Städten wurden die Deutschen gezwungen, auszuwandern. Ihr Besitz wurde eingezogen. Sigismund, der Erbe der böhmischen Krone, wurde zwar noch auf dem Hradschin gekrönt, doch konnte er die Stadt Prag nicht nehmen. Auf dem Landtag in Czaslau wurde er zum Feind der böhmischen Nation erklärt: die Tschechen sprachen ihm die Königskrone ab und zwangen ihn, das Land zu verlassen. Sigismund war ohne Hilfe, und bald gehörte Böhmen den Hussiten unter ihrem Anführer Prokop dem Kahlen. Die Reichstruppen, die 1421 nach Böhmen marschierten, waren zurückgeschlagen worden, und Sigismunds Heer wurde bei Deutsch-Brod vernichtet. Und dann begannen die Hussiten mit ihren verheerenden Plünderungszügen in die umliegenden Länder. Raubend und mordend zogen sie nach Österreich, Bayern und Franken, nach Sachsen, Schlesien, in die Lausitz und nach Brandenburg. Die gegen sie aufgebotenen Reichsheere wurden geschlagen: 1426 bei Außig, 1427 bei Mies und 1431 bei Taus. Erst als die fanatischen Hussiten in zwei Parteien auseinanderfielen, die sich schließlich gegenseitig bekriegten, bequemten sich die Böhmen allmählich, Sigismund als ihren König anzuerkennen.

Sigismund, der als König von Ungarn im Jahre 1396 bei Nikopolis gegen die Türken eine schwere Niederlage erlitten hatte, erwarb sich große Verdienste um die Einheit der Kirche. Auf dem Konstanzer Reformkonzil von 1414 bis 1418, auf dem er die führende Stellung hatte, glückte es seinem diplomatischen Geschick, das große Schisma, unter dem die abendländische Kirche seit dem Jahre 1378 sosehr gelitten hatte, endlich beizulegen. Damals zeigte sich, daß Sigismund sich verpflichtet fühlte, im Abendland für Ordnung zu sorgen.

Kaiser Sigismund †

Nachrichtendienst der G. d. M.

Znaim, 9. Dezember 1437

In Znaim verstarb heute 69jährig der deutsche Kaiser und König von Böhmen und Ungarn, Sigismund. Als die Ärzte ihm gesagt hatten, daß sein Tod nahe sei, ließ er sich mit dem kaiserlichen Schmuck kleiden. So erwartete er seine letzte Stunde. Der sterbende Kaiser befahl, seine Leiche einige Tage lang aufgebahrt zu lassen, damit jeder sehen möge, daß der Herr der Welt gestorben sei. Als Nachfolger empfahl Sigismund, der keinen Sohn hinterläßt, seinen Schwiegersohn Erzherzog Albrecht von Österreich.

Kurfürst Friedrich I.

Brandenburg unter den Hohenzollern

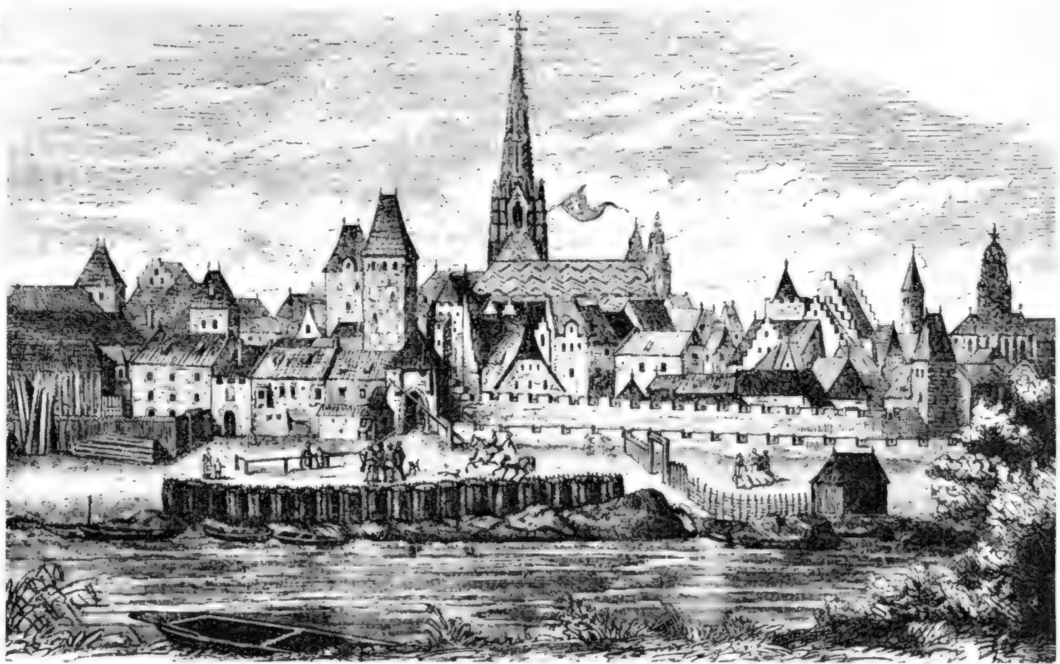
Von unserem Berichterstatter

Konstanz, 18. April 1417

In Konstanz hat heute König Sigismund den Burggrafen von Nürnberg, Friedrich VI. von Hohenzollern, feierlich zum Kurfürsten von Brandenburg erhoben. Vor sechs Jahren war Burggraf Friedrich zum obersten Hauptmann und Verweser der Mark Brandenburg bestellt worden; im Jahre 1415 erfolgte die Ernennung zum Markgrafen. Als Kurfürst nennt sich der Hohenzoller jetzt Friedrich I.

König Sigismund hat damit einem seiner treuesten Anhänger die verdiente Belohnung zuteil werden lassen. Der Burggraf Friedrich hatte ihm einst zur Königswahl verholfen. Sigismund, der Bruder des im Jahre 1400 abgesetzten Königs Wenzel, war damals König von Ungarn und Markgraf von Brandenburg. Nach dem Tode König Ruprechts von der Pfalz, der von 1400 bis 1410 regierte, hatte ein Teil der Kurfürsten Sigismund, ein anderer Teil aber dessen Vetter Jobst von Mähren zum deutschen König gewählt. Jobst starb jedoch schon im Jahre 1411.

Damals verzichtete Sigismund auf seine Markgrafschaft Brandenburg und gab sie dem Burggrafen Friedrich. Sigismund hatte eingesehen, daß er selber kaum die Zeit und die Kraft haben würde, Brandenburg so zu regieren, wie es regiert werden mußte. Denn unter den Wittelsbachern und den Luxemburgern, die hier nach dem Aussterben der Askanier Herren wurden, kam es in Brandenburg zu heftigen inneren Wirren. Der Hohenzoller hat sich dann aber rasch durchgesetzt. 1414 eroberte er die befestigten Schlösser Friesack und Plaue; sie gehörten den Quitzows, die durch Raub und Fehde das mächtigste märkische Adelsgeschlecht geworden waren.



In Wien ist jetzt der Stephansdom fertig geworden. Hoch überragt er Österreichs Hauptstadt

Die Wiener haben ihren Stephansdom vollendet

Wien, der Sitz der österreichischen Herzöge, hat sein Wahrzeichen soeben vollendet. Der Stephansdom, mit dessen Bau vor 43 Jahren begonnen wurde — heute schreiben wir 1433 — ist jetzt fertig geworden. An seiner Stelle hatte schon früher eine Kirche gestanden, die im Jahre 1147 zu Ehren des heiligen Stephan geweiht worden war. Aber von jener dreischiffigen Basilika ist heute nichts mehr erhalten. Zwei Feuersbrünste haben sie total vernichtet. Das war in den Jahren 1258 und 1276. Damals wurden auch viele Wiener Häuser eingeäschert. Und noch zweimal haben die Wiener durch Feuersbrünste große Schäden gehabt: 1326 und 1327. Aber jetzt ist Wien schöner denn je. Es hat hohe, geräumige Bürgerhäuser, die große Stuben haben mit Fenstern aus Glas. Die Keller sind hier so groß und so gut gebaut, daß das Sprichwort geht, es gebe ein oberirdisches und ein unterirdisches Wien. Die Straßen und Gassen sind gut gepflastert, und die ganze Stadt ist ausgezeichnet befestigt. Berühmt ist auch die Wiener Universität. Sie wurde im Jahre 1365 von Herzog Rudolf IV. gestiftet. Rudolf, der den Beinamen ›der Stifter‹ erhielt, hat auch den Neubau des Stephansdomes sehr gefördert. In Wien, der Stadt an der Donau, wohnen heute etwa 50 000 Menschen.

Auch Mode ist ein Stück Politik

Im reichen Burgund wird mit der Kleidung sehr viel Aufwand getrieben

Von unserer Modeberichterstatterin

In Burgund, 1435

Nicht mehr Frankreich und nicht mehr Italien führen heute in der Mode. Sie haben die Führung an Burgund abgeben müssen, an jenes reiche Land, das in den letzten Jahrzehnten zwischen Frankreich und Deutschland herangewachsen ist. Mode ist immer auch ein Stück Politik oder genauer: sie ist der Spiegel, in dem die politischen Ereignisse sich — wenngleich auf anderer Ebene — ablesen lassen.

Wer die so außerordentlich farbenprächtige und phantasievolle Kleidung des Adels und der Bürger aus Burgund betrachtet, der weiß, daß in diesem Lande nicht nur gut und viel verdient wird — mehr zum Beispiel als in dem durch einen hundertjährigen Krieg verarmten Frankreich —, der weiß zugleich auch, daß hier ein Lebensgefühl herrscht, in dem Eleganz, Selbstsicherheit, Freude über den Besitz schöner und wertvoller Dinge die tragenden Pfeiler sind. Burgund, vor noch nicht langer Zeit ein unbedeutendes Herzogtum südlich von Lothringen, dehnt sich jetzt über Flandern, Artois und die Franche-Comté, über die Grafschaft Namur, die Herzogtümer Brabant und Limburg, über den Hennegau, Holland, Seeland und die Pikardie. Indem sie alle diese Gebiete eroberten, sind die Herzöge von Burgund reich geworden. Und reich ist hier auch die Mode; das zeigen die wertvollen Pelzverbrämungen, die Brokatgewänder, die kostbaren Hauben und Schleier der Frauen. Die Herren tragen engtaillierte ›Jacquettes‹, bei denen Brust und Schultern ausgestopft sind, mit kurzen gefälteten Röckchen. Die Ärmel sind geschlitzt, um das weiße, reich gefältete Leinenhemd sehen zu lassen. Dazu enganliegende Strumpfhosen und lange spitze Schnabelschuhe. Häufig sind die Gewänder an den Säumen ›gezaddelt‹, wie bei dem Übermantel des Herrn auf unserer Zeichnung. Auffallend ist die lange Sendelbinde aus feiner Seide, die von der turbanartigen Kopfbedeckung des Herrn, kunstvoll drapiert, herabfällt. Sehr beliebt sind auch silberne oder goldene Glöckchen an Kragen und Gürteln.



Prunkvoller noch als die Damen sind in Burgund die Männer gekleidet


Jan van Eyck: Die singenden Engel vom Genter Altar (Ausschnitt)

Letzte Meldungen:

Portugiesen haben Neger gefangen

Prinz Heinrich der Seefahrer schickt seine Flotten auf Forschungsreisen

Südlich Kap Blanco, 1441

Südlich von Kap Blanco, an der Westküste Afrikas, das vor wenigen Monaten von einer portugiesischen Flotte erreicht wurde, haben portugiesische Seefahrer zum erstenmal Neger eingefangen. Unser Korrespondent, der die Forschungsreise mitgemacht hat, gibt uns von diesem denkwürdigen Ereignis folgenden Bericht.

Ehrfürchtig betraten unsere Leute diesen Landstrich, den noch nie der Fuß eines weißen Mannes betreten hatte. Ein erster Erkundungstrupp wurde ausgeschickt. Neugierig und voller Erwartung tasteten die Männer sich durch das fremde Territorium. Kein Laut war zu hören. Heiß brannte der Sand. Da entdeckten sie in einem Palmenhain eine Gruppe menschenähnlicher Wesen. Mit wenigen Sprüngen waren die Portugiesen heran und ergriffen einige von ihnen. Die meisten liefen erschrokken und laut schreiend davon.

Neugierig betrachteten die Portugiesen ihren Fang. Es waren Menschen wie wir. Aber sie waren noch schwärzer als die braunen maurischen Mohren. Sie hatten wulstige Lippen und krauses schwarzes Haar. Deshalb nannten die Portugiesen sie die schwarzen Mohren. Triumphierend schleppten unsere Leute die ängstlichen Geschöpfe an Bord. Auf Befehl des Kapitäns sollen sie jetzt nach Portugal gebracht werden. Denn der Prinz erhofft sich von den Negern wertvolle Aufschlüsse über den Ursprung des Goldes.

Wenn diese schwarzen Geschöpfe erst in Portugal sind, wird es vielleicht auch gelingen, von ihnen etwas über den Priesterkönig Johannes zu erfahren. Seit mehr als zweihundert Jahren suchte man das Reich dieses christlichen Herrschers, in dem ungeheuer viel Gold sein soll. Lange hatte man geglaubt, sein Reich sei in Asien. Aber die Asienreisen verschiedener Europäer haben die Haltlosigkeit dieser These bewiesen. Heute ist man überzeugt, daß der Priesterkönig nur mit dem christlichen Herrscher von Abessinien identisch sein kann. Bisher aber haben die Mohammedaner jede Verbindung mit dem Negus, der in ihrem Rücken ein christliches Reich beherrscht, gestört. Deshalb versuchen die portugiesischen Seefahrer, ihn über die westafrikanischen Häfen zu erreichen.

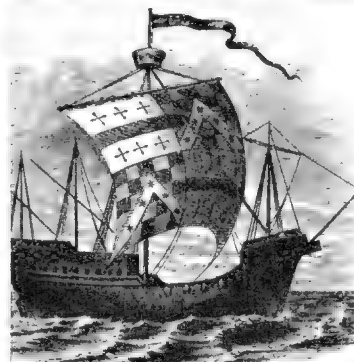
Das ist jedoch nicht das einzige Ziel der Portugiesen. Ihr Prinz Heinrich, der den Beinamen ›der Seefahrer‹ trägt, schickt seine Flotten immer wieder hinaus, um die Welt erforschen zu lassen.

Hoch über den Klippen vom Kap San Vincente erhebt sich die Residenz Heinrichs des Seefahrers, des dritten Sohns von Johann I., dem Begründer der portugiesischen Unabhängigkeit. Dort steht auch eine Sternwarte und die modernste Seefahrtsschule Europas. Beide hat Heinrich gegründet. Sein wichtigstes Anliegen seit der Eroberung des nordafrikanischen Hafens Ceuta im Jahre 1415 ist die Stärkung der portugiesischen Seemacht. An dem Feldzuge gegen Ceuta nahm Heinrich selber teil. Er schlug sich damals mit solcher Tapferkeit, daß er zum Herzog von Viseu erhoben wurde. Außerdem wurde er zum Großmeister des Christusordens ernannt; der Christusorden hat in Portugal die Nachfolge des aufgelösten Kreuzfahrerordens der Tempelritter angetreten.

Mit Hilfe der großen finanziellen Mittel des Christusordens gründete Heinrich seine Seefahrtsschule. Hier sind Experten auf allen Gebieten tätig, die für die Schiffahrt von Wert sind. Spanische, arabische und jüdische Spezialisten unterweisen die angehenden Seeleute in der Navigation, der Mathematik, der Astronomie und im Schiffbau. Eine eigene Werft, die nach den modernsten schiffbaulichen Erkenntnissen arbeitet, vermittelt ihnen neben aller Theorie den praktischen Unterricht.

Heinrich ist selber niemals zur See gefahren. Aber seit 26 Jahren, seit der Gründung der Seefahrtsschule, vertritt er mit äußerster Energie die These, daß Portugals Zukunft auf dem Meere liegt. Denn Portugal, so schärft er seinen Mitarbeitern immer wieder ein, hat kein Hinterland — jedoch den einzigen brauchbaren Seehafen an der Westküste der iberischen Halbinsel. 1415 erreichte ein portugiesischer Kapitän in seinem Auftrage die schon 1312 entdeckten Kanarischen Inseln; 1418 wurde die Insel Porto Santo wiederentdeckt und zwei Jahre später die Insel Madeira. 1424 begannen seine Leute mit der Kolonisierung dieser beiden Inseln, die seitdem eine ergiebige Zucker- und Weinindustrie entwickelt haben. Vor zehn Jahren wurden die Azoren eingehend erforscht, und vor sieben Jahren gelang portugiesischen Seeleuten die Umsegelung von Kap Bojador.

Die Entdeckungsreisen haben gezeigt, daß auch die südliche Zone der Erde bewohnbar ist, und


Ein portugiesisches Schiff

nicht nur die mittlere, wie Aristoteles, Ptolemäus und Strabo lehrten. Sie behaupteten, daß die Welt in drei Zonen eingeteilt sei: in die nördliche arktische, die mittlere und die südliche tropische. Von unseren Seeleuten ist aber kein einziger in dem ›kochenden Sande‹ Afrikas verbrannt, und bisher ist auch kein einziges Schiff in dem ›dicken Syrup‹ stecken geblieben, zu dem sich das Meer im Süden angeblich verdichten soll.

Auf Grund dieser neugewonnenen Erkenntnisse sind größere und kühnere Seereisen geplant. Das große Ziel aller Fahrten ist jetzt die Entdeckung des Seeweges nach Indien.

In Brüssel wurde heute Jan van Eyck begraben - Der Altar von St. Bavo

Die neue Malerei der Brüder van Eyck

Von unserem Mitarbeiter für Kunstgeschichte

Brüssel, 9. Juni, 1441

Unter großer Anteilnahme der Bevölkerung wurde heute in Brüssel der berühmte niederländische Maler Jan van Eyck beigesetzt. Um nur vierzehn Jahre hat Jan seinen älteren Bruder, Hubert, überlebt. Hubert und Jan van Eyck gelten als die Schöpfer einer ganz neuen Technik der Ölfarbenmalerei.

Die Brüder stammen aus Maaseyck, wo Hubert im Jahre 1370 und Jan etwa zwanzig Jahre später geboren wurde. Beide arbeiteten als Hofmaler des Herzogs von Burgund in der flämischen Hauptstadt Gent. Ihr Hauptwerk ist der Genter Altar. Er steht in der Kirche St. Bavo zu Gent. Im Jahre 1432 wurde er von Jan vollendet, sechs Jahre nachdem sein Bruder in dieser Kirche beigesetzt worden war.

Hubert van Eyck hatte dieses Werk im Auftrage der Stifter Jodocus Vydt und Frau begonnen. Die Innenseite des Altars zeigt in der unteren Reihe die Anbetung des Lammes, umgeben von den gerechten Richtern, den Streitern Christi, den Einsiedlern und den Pilgern. In der oberen Reihe ist Gott Vater dargestellt. Ihm zur Seite stehn Maria und Johannes der Täufer. Dann folgen zu beiden Seiten Engelgruppen, die musizieren und singen. Und ganz außen sind Adam und Eva. Wenn der Altar geschlossen ist, dann zeigt er die Stifter mit Heiligen und oben die Verkündigung.

Während sich dieses Werk in seinem Inhalt noch ganz und gar an das Herkömmliche hält, zeigt es doch in der Darstellung ein ganz neues Verhältnis zur Wirklichkeit. Die Menschen, wie zum Beispiel Adam und Eva, sind überraschend naturnah dargestellt. Dasselbe gilt von den Tieren und den Pflanzen. In allem zeigt sich ein äußerst sehfreudiger, weltzugewandter Sinn dieser beiden Maler. Das ist geradezu revolutionär. Denn was sich hier nun vor dem Beschauer ausbreitet, das wird nicht eigentlich zur Anbetung und zur Andacht anhalten, sondern eigentlich nur zum Schauen, zum Zusehen. Zumal das, was von den dargestellten Menschen, Tieren und Pflanzen gesagt wurde, auch von den Heiligen und von den Engeln gilt. Diese werden, wie unser obiges Bild von den singenden Engeln verdeutlicht, sehr menschlich aufgefaßt. Es kann kein Zweifel sein, daß hier der Anfang zu einer realistischen Malerei liegt.

Konstantinopel ohne Hilfe

Kaiser Johann VIII. ist vom Westen enttäuscht

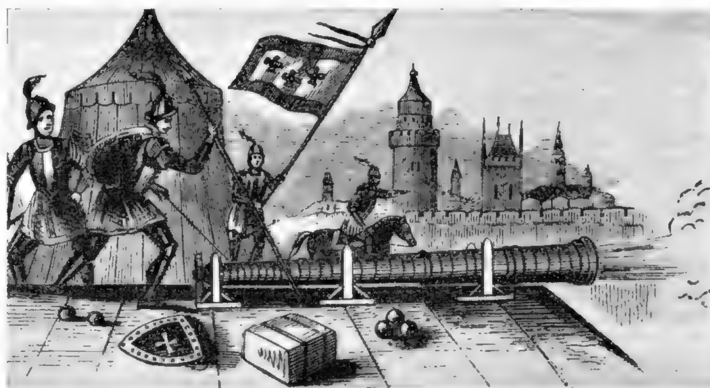
Von unserem Berichterstatter

Konstantinopel, 1440

Große Enttäuschung über das Verhalten sowohl des Westens als auch der Griechen und Russen zeigt Johann VIII., Kaiser von Byzanz. Der Kaiser sieht mit immer größerer Deutlichkeit, daß Konstantinopel auf verlorenem Posten steht. Er weiß, daß diese letzte christliche Insel innerhalb des türkischen Reiches einem erneuten Ansturm der Türken ohne starke Hilfe des Westens nicht standhalten kann. Und an eine solche Hilfe glaubt der Kaiser jetzt nicht mehr.

Vor drei Jahren war Johann VIII. nach Rom gefahren und hatte dort die Lage seines Reiches dargelegt. Um in seinen Bemühungen um Unterstützung durch den Westen nichts unversucht zu lassen, trat Johann sogar zum römisch-katholischen Glauben über. Im Vorjahr wurde dann die Union von Florenz vollzogen. Es zeigt sich aber schon jetzt, daß diese Union nicht in der Lage sein wird, eine wirkliche Hilfe gegen die Türken zu vermitteln. Auch wird die Union von der griechischen Bevölkerung abgelehnt. Und ebenso hat sich Rußland gegen die Union ausgesprochen, denn die russische Kirche strebt nach Unabhängigkeit von Byzanz.

So steht Byzanz tatsächlich auf verlorenem Posten. Daß es dem Druck des türkischen Osmanenreiches nicht längst erlegen ist, das ist eigentlich nur den Mongolen zu verdanken, die den Türken eine schwere Niederlage beibrachten. Der Westen hatte schon einmal versagt. Als Kaiser Manuel II. eine Werbereise nach Westeuropa machte, nach Rom, Paris, London, da brachte er nichts heim als leere Versprechungen. Unterdessen haben die Türken unter ihrem Sultan Murad II. die aggressive Politik gegen Byzanz wiederaufgenommen.


Die Kanone ist heute eine wichtige Waffe. Berühmt ist die „Faule Mette". Sie schießt mit Pulver 750 Pfund schwere Steingeschosse

Bibliothek von Cosimo de Medici

Florenz, 1441

Cosimo de Medici, seit 1434 Stadtherr von Florenz, hat den Florentinern eine große Bibliothek gestiftet. Im Lesesaal stehen den Besuchern mehrere hundert Bände zur Verfügung. Gleichzeitig hören wir, daß Cosimo de Medici einen großen Palast bauen lassen will.

Cosimo Medici ist der älteste Sohn des Giovanni Medici. Giovanni starb 1429, nachdem er als Kaufmann und Bankier ein ungeheures Vermögen angesammelt hatte. Er hat in Italien und im Ausland mehrere Banken gegründet. Sein Reichtum verschaffte ihm auch großen politischen Einfluß, den seine Söhne zusammen mit dem Reichtum geerbt haben. Lorenzo, der jüngere Sohn, hat sich nie in dem Maße als Geschäftsmann hervorgetan, wie sein Bruder Cosimo. Er steht in dem Ruf, ein liebenswerter, stiller Mensch zu sein, der sich mehr für Literatur und Kunst interessiert als für Handel und Finanzen.

An die Redaktion

Fortsetzung von Seite 48

Der Flug ins Weltall

Die Berichte über den Weltraumflug, die KRISTALL laufend veröffentlicht, sind auch noch in einer anderen Richtung interessant:

Die Hohlwelttheoretiker behaupten ja, daß wir nicht in einem unvorstellbar großen Weltall, sondern im Inneren einer Kugel leben, die einen Durchmesser von 12 756 Kilometer habe.

Nun hat die ›Gesellschaft für Erdweltforschung e.V.‹ in München, die jene Hohlwelttheorie vertritt, zu Beginn des Geophysikalischen Jahres einen offiziellen Brief an ihre Freunde und Gegner verschickt, der heute, nach Abschluß dieses Jahres, in Erinnerung gerufen zu werden verdient. Es heißt darin:

›Zu Beginn des Geophysikalischen Jahres erlauben wir uns, noch einmal auf unsere wissenschaftliche Voraussage aufmerksam zu machen, um deren Überwachung wir Sie vor einem Jahre baten.

Die Meßsatelliten, die im Geophysikalischen Jahr gestartet werden sollen, werden nicht wochenlang um die Erde kreisen, sondern innerhalb einer halben Stunde wieder auf die Erdoberfläche aufschlagen, wenn die Erde keine Vollkugel, sondern eine Kugelschale ist. Die bevorstehenden Satellitenversuche werden darüber mit Kreisen oder Nichtkreisen einwandfrei Aufschluß geben, sofern man auf nachträgliche Ausflüchte aller Art verzichtet.

Wir bitten Sie noch einmal, möglichst zusammen mit Ihren Mitarbeitern, den Verlauf der Satellitenversuche zu verfolgen. Sollte sich gegen Ende 1958 unsere Voraussage als richtig erweisen, so wären wir Ihnen für eine entsprechende Bestätigung dankbar.‹

Inzwischen kreisen russische und amerikanische Satelliten um die Erde und beweisen den Anhängern der Hohlwelttheorie mit ihren eigenen Argumenten, daß sie geirrt haben.

Dr. Anton LACHNER, Augsburg

Nicht die Russen — die Franzosen haben den ersten Erdsatelliten ins Weltall zu schicken versucht. Der Bericht darüber meldet: ›Der Experimentator ließ ein Abschußrohr in die Erde setzen und mit Führungsschienen so einrichten, daß das Geschoß, nachdem es abgefeuert war, seine Bahn nicht veränderte. Nachdem nun das Projektil abgeschossen war, ließ sich keine Spur von ihm finden, und man glaubte, es sei in den oberen Luftschichten hängen geblieben. Doch der berühmte Herr Herttenstein in Straßburg löste das Rätsel, indem er das Experiment wiederholte und einige Reiter in der Richtung des Abschusses reiten ließ. Die fanden dann etwa sechshundert Schritt entfernt das Projektil wieder.‹ So zu lesen in dem von Johann Friedrich Gleditsch 1742 in Leipzig erschienenen ›Mathematischen Lexikon‹. Der Bericht zeigt überraschende Parallelen zu den Meldungen über die Startversuche bei Cap Canaveral.

Rolf MEIERDIERCKS, Bremen

Immer wieder: Schulreform

Von der Fröbel-Montessori-Grundlage ausgehend, habe ich neue Wege zum Kinderherzen aufgezeigt. Probleme des individuellen Unterrichts und des Gruppenunterrichts sind nicht durch Diskussion zu lösen. Sie müssen praktisch angefaßt werden. Die Zeitschrift verdient Dank, wenn sie darauf hinweist, daß es so etwas bereits gibt.

Georg WEHNERT, Sonderschullehrer Phönix-Arbeitskreis für praktische Schulreform, Bad Homburg v. d. H.

Nachlese im Bild

Drei Dinge waren es, auf denen der Erfolg der ›Wüstenfüchse‹ beruhte: auf der historischen Wahrheit, auf mehreren tausend Berichten von Afrika-Kämpfern und auf einigen tausend Fotos. Nicht alle Bilder konnten gebracht werden. Besonders eindrucksvolle und interessante wird KRISTALL deshalb fortlaufend veröffentlichen.



Foto: Seelbach

Am Rande des Krieges. Beim Troß einer Flakeinheit lebte der neunjährige Araberjunge Ali. Er zog — wie im 30jährigen Krieg die Kinder — von Dorf zu Dorf mit den Soldaten. Ali war immer zu kleinen Dienstleistungen bereit.



Foto: Brit. War Museum

Wie eine Lawine braust der Sandsturm über den Horizont. Alles, was nicht niet- und nagelfest ist, reißt er mit sich fort. Himmelhoch werden Sandwolken gejagt, oft wird der Wüstensand weit über 1000 Kilometer getragen.



Foto: Wolf

Durst der schlimmste Feind. Diese Süßwasserstelle im Salzseegebiet rettete einer deutschen Patrouille nach wasserlosen Tagen das Leben.



Foto: Brit. Wa

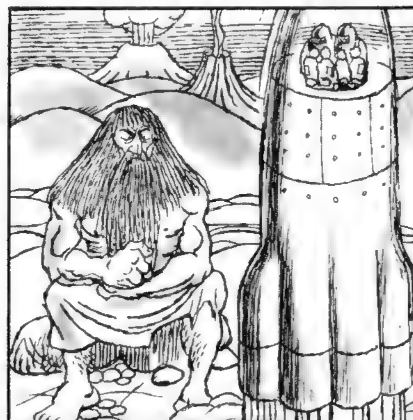
Kalte Nächte — heiße Tage, das ist das Gesetz der Wüste. Die Deutschen litten genauso darunter wie die Engländer. Die Tommys oben wärmen sich bei Alamein in einer Julinacht, also in der heißesten Jahreszeit, wo am Tage um 51 Grad gemessen wurden, in Wintermänteln am Feuer einer selbstgebauten Kohlenpfanne.



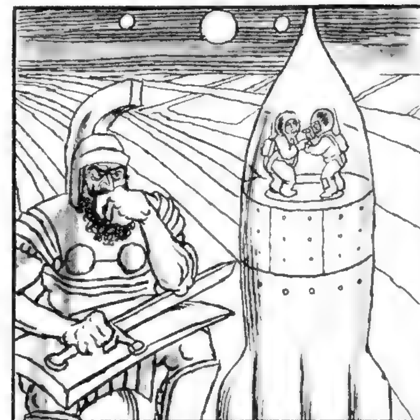
LUNA: »Kalt und langweilig! Was sollen wir hier?«

Interplanetarische Begegnungen

Gezeichnet von Walter Grässe



SATURN: »Der hat uns noch gefehlt!«



MARS: »Geh du zuerst« — »Nein du!«



VENUS: »Mensch, mach die Türe auf und drängle nicht so!«

Nehmen Sie das nicht ernst

Kein Glück

Von Ernst Albert

Der Besucher öffnete leise die Tür zum Krankenzimmer und trat vorsichtig an das Bett, in dem der Freund lag.

»Mein lieber Freund«, fragte er den still Daliegenden mit gedämpfter Stimme, »wie geht es Ihnen?«

Der Patient murmelte aus seinen Verbänden:

»Sie sehen es ja. Es wird noch Wochen dauern. Der Dachziegel hat mich hart am Hinterkopf getroffen.«

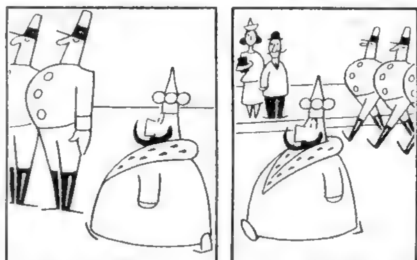
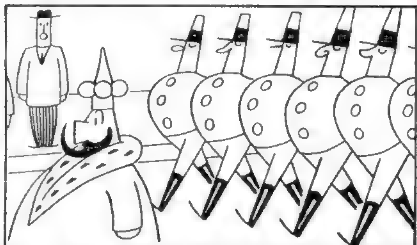
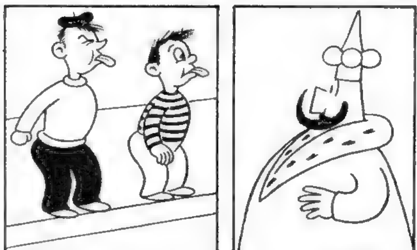
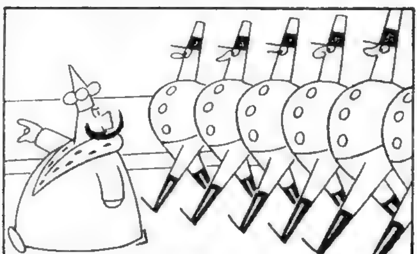
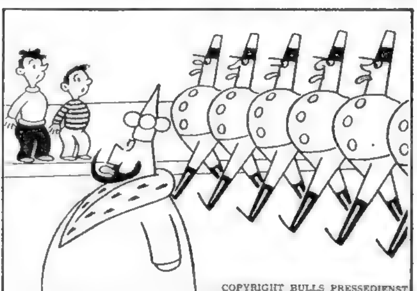
Der Besucher zog die Augenbrauen zusammen und sagte halblaut:

»Aber einen tollen Schadenersatz werden Sie doch fordern!«

Worauf der Kranke resignierend zurückgab:

»Das ist es ja. Ich habe kein Glück. Es war ein Ziegel von meinem eigenen Dache! Leider, leider ...«



AUF DEM BERG ATHOS

Besuch im Staat der Mönche: Wanderung nach dem Regierungssitz Karyaes

EIN REISEBERICHT / VON GERHART POHL

Von seiner Ankunft auf dem Heiligen Berg erzählte Gerhart Pohl in der letzten Nummer von KRISTALL. Von der Hauptstadt Karyaes, in der tiefes Schweigen herrscht, berichtet er heute. Kein Auto, keine Frau, kein Kind sieht man auf ihren schmalen Straßen. Wehende Mönchskutten, das Hallen von Schritten und hin und wieder das Klappern eines Eselhufes prägen das alltägliche Bild in dieser Gottesstadt.



Zwei Mönche vor der goldenen Bilderwand, Ikonastase, die in der Ost-Kirche den Altarraum abschließt. Links neben der Pforte hängt immer eine Madonna-, rechts eine Christus-Ikone. Foto: Roy Hallin



Foto: Gramm

Der Autor unserer Athos-Serie, Gerhart Pohl, bekannt durch viele Romane und Mittelmeer-Reisen, lebt seit 1945 in West-Berlin.



Foto: Dr.

Wie ausgestorben wirkt diese Straße in Karyaes. Fenster und Türen der Häuser, das Portal der kleinen Kirche sind geschlossen. Nichts erinnert an das laute Leben einer südlichen Stadt. Gottes Nähe gebietet Schweigen.

Nach zwei Wegstunden oberhalb des Klosters Xerepotámou, in dem ich die erste freundliche Aufnahme gefunden hatte, machte ich auf der niedrigen Mauer eines Brunnens Rast. Da kam ein Mönch auf einem Maultier angetrabt. Er hielt an, klappte den altmodischen Regenschirm zusammen, der ihm als Sonnenschutz gedient hatte, und grüßte freundlich. Trotz seiner hohen Jahre stieg er behende ab, führte das Tier zur Tränke und nahm selbst einen Becher Wasser. Ich bot ihm eine Scheibe Schweizerkäse an. Er dankte. Ich holte Schokolade aus dem Wandersack. Er brach einen Riegel ab.

Diesen wie eine Eiswaffel schlekkend — der Greis hatte keine Zähne mehr —, musterte er mich lange, vollkommen ungezwungen. Die wasserhellen Augen in dem weißbärtigen, zerfurchten Gesicht strahlten Güte aus. »Sie sind ein Deutscher«, lispelte er schließlich.

»Wie kommen Sie darauf?« fragte ich.

»Es gibt Erfahrungen. Die Deutschen sind Schwärmer. Sie lieben die Blumen, die Tiere, die Berge, die Sonne und — alte Bücher... Alles Geschenke Gottes«, sagte er ernst.

Danach berichtete er von der Besetzung des Athos durch die deutsche Wehrmacht im zweiten Krieg. »Die Soldaten waren uns fremd. Aber wir haben sie nicht gehaßt. Wer in der Nachfolge Christi lebt, haßt nicht. Wir hatten auch keinen Grund dazu. Natürlich machten sie Fehler. Aber sie halfen uns auch mit mancherlei. So bauten sie den Fernsprecher von Kloster zu Kloster, den sie uns vor dem Abzug überließen — ein Wunderwerk nach Gottes Ratschluß! Sie hätten ihn zerstören können. Aber sie taten es nicht. Wieviel Kraft sparen wir seitdem für das Gebet!«

Nun erzählte ich, wie glücklich ich auf dem Athos sei. »Finden Sie es so schön hier?« fragte der Greis verwundert. »Auch ich bin glücklich hier«, fuhr er lispelnd fort, »weil ich Christus nahe bin. Das andere sehe ich nicht.« Danach stieg er auf das Maultier und ritt davon. »Christus schütze Sie«, rief er mir zu. Seine Augen leuchteten aus dem riesigen Wildbart.

Noch immer stieg der Weg nach Karyaes an. Endlich war die Höhe des Bergsattels zwischen Ost und West der Halbinsel erreicht. Dort stand ein Kreuz aus Holz. Daneben entdeckte ich ein Schild. Ich begann die griechischen Buchstaben zu entziffern. Statt eines erwarteten Spruchs der Gottesfurcht las ich die ›Warnung an jedermann‹, im Walde nicht zu rauchen. Auch der Heilige Berg ist auf Polizeiverordnungen angewiesen.

Karyaes wirkt zunächst wie irgendein Bergdorf des Südens. Die Gasse, die ich, von Osten kommend, erreichte, ist eng. Die Häuschen auf beiden Seiten beherbergen ein paar Werkstätten und Läden. Auch eine Gastwirtschaft entdeckte ich, wo ich mein Gepäck abgab. Dann zog ich mit meinem Empfehlungsschreiben los, um das ›Diamonitirion‹, die Besuchserlaubnis der Klöster, zu erlangen. Schließlich war ich bereits den dritten Tag ›illegal‹ auf dem Athos.

Ich erreichte einen weiten Platz mit der freskengeschmückten Kirche und dem lichten modernen Regierungsgebäude, dem Protaton. Die Würde des Heiligen Synods war auf dem sonnenüberfluteten, stillen Platz zu spüren.

Statt die Mönchsregierung sogleich aufzusuchen, fragte ich mich zu der weltlichen Distriktsverwaltung durch. In einem großen ungepflegten Landhaus fand ich nach einigem Suchen und Rufen einen dicklichen Mann, der mit Besen und Müllschippe die Zimmer säuberte. Er wohnte so geräumig wie in unseren Industriebezirken ein reicher Fabrikant. Auf den Besen gestützt, las er das Empfehlungsschreiben an die Schutzmacht Griechenland, deren Beamter, wenn auch nicht Repräsentant, er war. Diesen suchte er im ganzen Haus — vergeblich. Immer wieder fragte er: »Warum kommen Sie zu uns?« Und ich darauf: »Sie haben den Brief gelesen.« Schließlich kratzte er sinnend seinen Graukopf, zog ein Jackett an und ging mit mir zum Protaton zurück. Vor der schönen Freitreppe belehrte er mich, im Bereich des Heiligen Synods nicht zu rauchen und nicht zu spucken.

Der Dolmetscher der Mönchsregierung, der mich auf dem riesigen Balkon empfing, trug die Tracht des Athos-Büttels mit Amtsstab und den Buchstaben Alpha und Omega (Beginn und Ende des griechischen Alphabets) an der Baskenmütze. Sein levantinisches Französisch verstand ich kaum. Meine Bitte, sich des Griechischen zu bedienen, wurde überhört. Offenbar wollte er den beiden vornehm-stillen Priestern, neben denen ich auf einer Bank saß, seine ›Unentbehrlichkeit‹ demonstrieren.

So kam es, daß wie alle in ›babylonische Sprachnot‹ gerieten. Ich verstand das klare schöne Griechisch der Mönche besser als das Kauderwelsch aus Beirut oder Smyrna. Andererseits ist das Französische mir geläufiger,

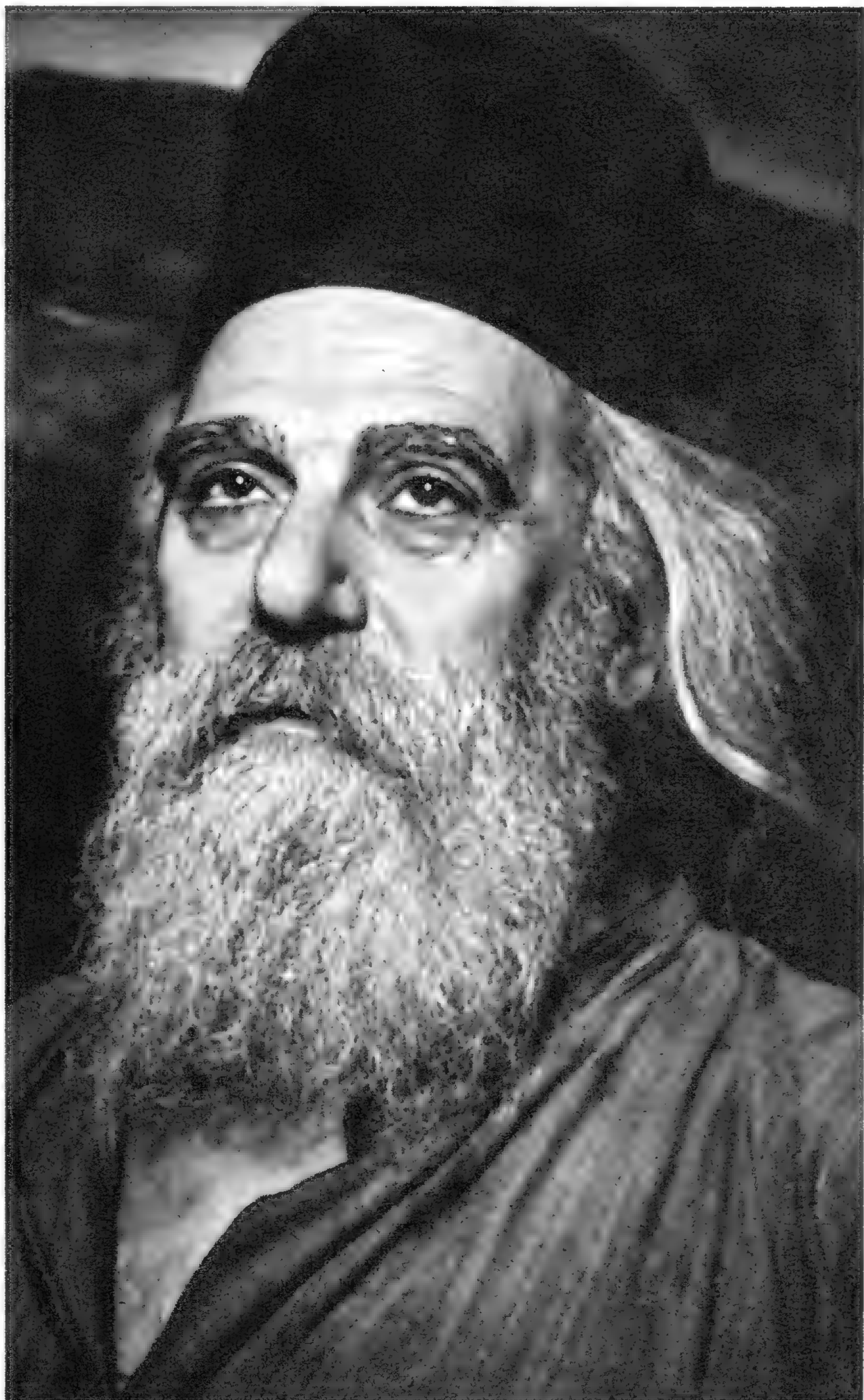


Foto: Ray Halin

Einer von zweitausend Mönchen, die heute noch auf dem Athos beten und arbeiten. Sie alle tragen das byzantinische Barett und fügen sich dem Gebot, daß Haupt- und Barthaar von keiner Schere berührt werden dürfen.

Fortsetzung von Seite 59

so daß ich unversehens in dieser Sprache antworte und sogleich gezwungen war, die fehlerhafte Übersetzung des Dolmetschers in fehlerhaftem Griechisch zu korrigieren.

Unser Gelächter über die possenhafte Situation verstummte, als ich in den Gastraum des Heiligen Synods gerufen wurde. Einer der vier Epistaten, Regenten der Mönchsrepublik, die jährlich abgelöst werden, trat ein. Er war mit einem juwelenbesetzten Kreuz und dem kostbaren Medaillon der Panagia — Mutter Gottes — geschmückt, die er beide an silbernen Ketten um den Hals trug. Das hohe zylindrische Barett saß korrekt wie der Helm eines wilhelminischen Gardedragoners auf dem gepflegten vollen Haar.

Ich verbeugte mich. Der Epistat bat mich, Platz zu nehmen. Ich zögerte. Da wies sein Begleiter mit dem schwarzen Ebenholzstab mir den Sitz an. Auf dem Athos wird der Gast nach uralter orientalischer Sitte, die schon dem frühesten Christentum geläufig war, als ein ›sehr lieber Bruder in Christi Bruderschaft‹ empfangen und geehrt.

So heißt es in dem Diamonitirion, das mir nach der üblichen Begrüßung mit einem Löffel Konfitüre, einer Tasse Mokka und einem Gläschen Ouso, griechischem Schnaps, überreicht wurde. Während der feierlichen Zeremonie hatte der Epistat mich gemustert — ungezwungen, gütig, überlegen — wie der Greis am Brunnen. Ob er mit meinem ›Seelenbilde‹ einverstanden war, das er gewiß erschaut hatte? Wie sollte ich es zu entscheiden wagen?

Soviel spürte ich, daß unser Dasein im Zeichen des berechnenden Verstandes unerheblich wird vor dieser gestählten Kraft der Seele aus dem Glauben. Auf dem Athos lebt noch heute — in der Mitte des 20. Jahrhunderts — das ›Berge-Versetzen‹ der Heiligen Schrift.

Als ich das mittelalterliche Dokument mit den Unterschriften der vier Regenten, der Quittungsmarke und dem rührenden Siegel der Panagia, das 100 Drachmen (15 DM) kostet und die zwanzig Klöster anhält, den Inhaber zu beherbergen und zu verpflegen, in meiner Brieftasche sorgfältig verwahrte, erhob sich der Epistat lächelnd. Der Empfang war beendet.

Mich beschäftigte der Gedanke, wie dieses seltsame Gemeinweisen, eine Art Gottes-Republik, entstanden war und sich in den geschichtlichen Stürmen der Jahrhunderte waffenlos behauptet hatte. Darüber wußte ein junger britischer Gelehrter und Kenner von Byzanz ausgezeichnet Bescheid, den ich beim Mittagessen in der Gastwirtschaft kennenlernte. Er erzählte mir die politische Geschichte des Athos.

Schon in der vorchristlichen Zeit war der Heilige Berg bekannt. Herodot (500 v.Chr.) nennt ihn ›Akte‹ und verzeichnet die Existenz von fünf Ortschaften, deren Trümmer unter den Klöstern Xerepotámou, Watopédi und Lavra gefunden worden sind. Thukydides, der aus dem benachbarten Thrazien stammte, berichtet rund hundert Jahre später von einem ›kolossalen Standbild Jupiters‹ auf der Spitze des Athos, von einem heidnischen Wallfahrtstempel am Strand und von Einsiedlern, die, über die dichtbewaldete Halbinsel vertreut, von ›milden Gaben‹ lebten.

Die ersten Christen sollen kurz nach Christi Tod als Flüchtlinge auf den Heiligen Berg gekommen sein. Die Mönchslegende spricht sogar von der Mutter Gottes und dem Apostel Johannes. In jedem Fall haben christliche Einsiedler nach Art der ›Wüstenheiligen‹ von Ägypten schon früh auf dem Athos gelebt, wie ein auf Bockshaut geschriebenes Dokument aus der Zeit des Kaisers Konstantin I. (306 — 337) beweist, das die Anfänge der Mönchskolonie erwähnt.

Biblischer Frieden liegt auf allen Wegen der Gottesrepublik. Wie einst Christus, so reitet dieser Athos-Mönch auf einem Esel. Denn noch immer rollt kein Rad über den Heiligen Berg. Foto: Otto Siegner

Um 870 baute der Mönch Johannes Kolobos aus Konstantinopel ein steinernes Kloster am nördlichen Rande der Halbinsel und begehrte die ›Bergöde‹ als Klostergut, was der oströmische Kaiser Makedo (867 bis 889) bewilligte. Diese goldbesiegelte Urkunde wird in Karyaes noch heute aufbewahrt.

Damit ist der Besitztitel des Heiligen Berges an die Mönche übergegangen. Eine zweite Goldbulle des Kaisers erklärt, daß kein ›weltlicher Mensch‹ die gottgeweihte Stätte zu betreten habe. In dieser Zeit ist eine Brandschatzung des ›Mönchslagers‹ Watopédi durch sarazenische Räuber geschichtlich bezeugt. Die Siedlung muß also bereits vorhanden gewesen sein.

Der eigentliche Begründer der Mönchsrepublik aber ist der heilige Athanasios. Als er auf den Athos kam, fand er eine Anzahl Eremiten vor, die als ›Zugochsen Christi‹ das Land bestellten und davon kümmerlich lebten. Ihr einziger Zusammenhalt war eine Kapelle unter den Nußbäumen von Karyaes, wo sie sich an hohen Feiertagen wie Ostern und Weihnachten zu Gottesdienst und Beratung trafen.

Athanasios gründete 963 am Südostrand des Kegels in wasserreicher Lage das erste wirkliche Kloster Megisti Lavra (Große Lavra) mit dem gewölbten Tor, den gemauerten Zellen und der stattlichen Kirche im Innenhof, das durch zehn Jahrhunderte erweitert, aber nicht entscheidend verändert worden ist. Auch die Gruft des Heiligen ist noch vorhanden.

Damit begann die Geschichte der Gottes-Republik. Zwar revoltierten die eingesessenen Eremiten; sie schickten eine Abordnung zum Kaiser nach Byzanz, die im Palast schrien: »Nieder mit Athanasios — mit seinen Reben, Gärten Mauern und Gebäuden! Auf dem Heiligen Berg sei Einöde wie zuvor!« Doch der Kaiser stellte sich vor den Mönch, befestigte das Kloster und gab neues Geld. Die heutige Lebensform des Athos war gesichert.

Ein Menschenalter später bestanden bereits die Klöster Xerepotámou, Watopédi, Philothéou, Dochiaríou und Agios Paulos neben einer Reihe steinerner Klausen mit Kapellen und umfriedeten Gärten, aus denen später weitere Klöster wurden. Die Entwicklung war stürmisch, aber nicht gesund. Alles war »voll teuflischer Zwietracht«, wie es in einer alten Chronik heißt. Die neuen Klöster waren ›fortschrittlich‹: sie betrieben schwunghaften Handel mit dem natürlichen Reichtum des Athos und lebten in ›Luxus und Verderbnis‹. Doch die Idee des Heiligen Berges war stärker. Das Mönchstum fand den Weg zu Askese und Gebet zurück.

Schließlich begannen die Slawen byzantinischer Konfession — Russen, Bulgaren und Serben — und die Moldau-Walachen aus Rumänien das ›Neue Jerusalem‹ des Heiligen Berges zu entdecken. Im 12. Jahrhundert gründete der russische Zar das Kloster Panteleímon (Russikón), das zu Beginn des ersten Weltkrieges fast 2000 Mönche beherbergte. (Nach 40 Jahren Bolschewismus in Rußland lebten 1957 dort noch etwa 20 Mönche, da der Kreml bisher allen russischen Mönchen die Ausreise nach dem Athos verweigerte!) Die Serben folgten mit Kloster Chilandári, die Bulgaren mit Zográphou und die Rumänen mit Pródromos.

In der großen Krise des Christentums, während der Jahre der Reformation, hatte auch der Athos die zweite Verfallsperiode zu bestehen. Der Streit des Jahres 1000 zwischen Klosterbrüdern und Eremiten lebte fünf Jahrhunderte später wieder auf. Das Ergebnis war ein zweiter Kloster-Typ, der sich bis zum heutigen Tage erhalten hat.

Die von Athanasios geschaffene Form war die des gemeinschaftli-



Foto: Dr. Karl Eller

Der Abt des bulgarischen Klosters Zográphou an der Westküste. Hier schrieb im 18. Jahrhundert der Mönch Pajsije die erste Geschichte Bulgariens.

Foto: Dr Karl El

Russische Kreuze mit den drei Querbalken leuchten auf den Türmen des Katholikons, der Hauptkirche des Klosters Panteleímon. Vor dem ersten Weltkrieg lebten zweitausend Mönche in diesem reichen Kloster, das ein russischer Zar im 12. Jahrhundert gegründet hat. Heute sind es nur noch zwanzig.

Auf dem Berg Athos

Fortsetzung von Seite 61

chen (koinobitischen) Klosters mit Kollektivbesitz, freiwilliger Armut und Unterwerfung unter den auf Lebenszeit gewählten Abt, wie sie auch der römische Katholizismus kennt. Die neuen Eigentums-Klöster (idiorhythmischen) sind eine freie demokratische Gemeinschaft von Priester- und Laienmönchen mit Privateigentum, die sich im täglichen Gottesdienst zusammenfinden, im übrigen jedoch ihr oft recht üppiges Dasein mit Klosterwohnungen nach eigenem Geschmack, eigenen Studien, eigenen Mahlzeiten, ja den bezahlten Diensten armer Laienbrüder führen.

In der Krisenzeit waren viele Klöster des Athos den schwersten Prüfungen ausgesetzt. Sie wurden geplündert und verbrannt. Das ist historisch erwiesen. Nur stimmt nicht, was die Mönche in ihrer grollgeladenen Unwissenheit noch heute behaupten: daß nämlich die Päpste in Rom das Neue Jerusalem des orthodoxen (›rechten‹) Glaubens hätten zerstören lassen. In Wirklichkeit war eine Bande von Räubern, die sich mit gefälschten Staatssiegeln auf den Heiligen Vater berufen haben mag, am verbrecherischen Werk. Sie nannte sich ›Katalonische Kompagnie‹ und saß eine Weile auf Kassandra, der westlichen Halbinsel von Chalkidike, und damit in gefährlicher Nachbarschaft des Athos.

Wie viele Millionen die katalonischen Banditen erbeutet haben — man weiß es heute nicht mehr. Geblieben ist bis zum heutigen Tag die Abneigung der Athos-Mönche gegen den römischen Katholizismus, die giftige Blüten des Aberglaubens treibt. Unbestreitbar haben die kirchlichen und weltlichen Mächte des Abendlandes aus Unkenntnis und Vorurteil gegenüber dem Wesen des Heiligen Berges damals versagt. So bereiteten sie selbst den später viel beklagten ›Verrat‹ des Athos an die Türken vor. Die jährlich wechselnden Epistaten hatten trotz ihrer Abgeschiedenheit die große Machtverschiebung im östlichen Mittelmeer mit magischer Hellsicht vorausgesehen. Sie entschieden sich für den Sultan. So retteten sie die Substanz des byzantinischen Christentums in der konzentrierten reinen Form, die sich auf dem Heiligen Berg entwikkelt hatte. Das Neue Jerusalem der östlichen Christenheit blühte drei volle Jahrhunderte in der Windstille einer mohammedanischen Schutzherrschaft.

In der Neuzeit wurden die russischen Zaren die eigentlichen Förderer des Heiligen Berges. Im 19. Jahrhundert ging ein wahrer Goldregen auf die Klöster nieder.

Als die Griechen nach dem siegreichen Balkankrieg von 1913 die Schutzherrschaft über den Athos übernahmen, fanden sie dort eines der reichsten und reifsten Gemeinwesen der Welt vor. Die Reife ist geblieben, der Reichtum nicht. Seit 1917 kommt aus dem bolschewistischen Rußland, seit 1945 aus den bolschewisierten Ländern des Balkans kein Groschen mehr auf den Heiligen Berg. Die Mönche wissen schon, warum sie in den Klöstern die Bilder des ermordeten Zaren Nikolaus II., mit Trauerfloren geschmückt, noch heute zeigen.

Die Männer der Gottes-Republik sind Verächter der Zeit. Die Tagespolitik beschäftigt sie nicht. Die wenigen griechischen Zeitungen, die bis zum Athos vordringen, werden

kaum gelesen. Aber die großen Strömungen der Geschichte werden genau erfaßt. Im gegenwärtigen Ringen zwischen Ost und West scheinen sich die Mönche abermals für den ›Verrat‹ entschieden zu haben. Sie haben — wenn meine Beobachtungen nicht täuschen — den Sieg des ihnen fremden Westens über den Osten, der von Ursprung her ihres Wesens ist, längst erschaut. Und sie bejahen ihn beschwerten Herzens — zur Rettung der christlichen Substanz. Mit den Zarenmördern des Antichrist im Kreml kann es für sie kein Paktieren geben.

Und wenn gegenwärtig knapp 2000 Mönche — vor dem ersten Weltkrieg waren es 20 000 — das Erbe des Urchristentums unbeirrt fortsetzen — was bedeuten Zahlen? Solange noch ein einziger Nacht um Nacht die hölzernen Töne der Simantra auslöst und beim Schimmer einer einzigen Kerze die Liturgie singt, wird der Weg des Heils sichtbar bleiben. —

Der Schatten einer viermotorigen Verkehrsmaschine gleitet rasch über den Heiligen Berg — über Marmor, Wald, ein im Sonnenlicht gleißendes Kloster, die Gärten. Für Bruchteile einer Sekunde liegt er über den Mönchen und Arbeitern — über einem Bild biblischer Feldbestellung mit Einschar-Pflug, Hacke und Spaten. Ein Sechzehnjähriger schaut sehnsüchtig zu dem entschwebenden Flugzeug auf. Seine älteren Kollegen und die Mönche nehmen keine Notiz davon. Ihre Aufmerksamkeit gilt den Wasserrillen zwischen den Melonenbeeten. Sie arbeiten in stetem Gleichmaß und gelassen. Trotz der Hitze wirkt keiner erschöpft.

Vom Berg herab klingen Glöckchen. Bald werden das Trappeln und Schnaufen von Maultieren hörbar. Dann und wann ein dumpfer Stoß gegen den Boden; Steinschlag spritzt auf. Da schieben sich durch das dichte Buschwerk in der Höhe die ersten Tiere —, eines nach dem anderen, drei, fünf, nein zwölf ... Auf ihre Packsättel sind längsseit je zwei Baumstämme gebunden, die einander das Gleichgewicht halten. Manche Stämme sind so lang, daß sie auf den Boden stoßen.

Das Maultier kümmert sich darum sowenig wie um die munteren Rufe des Treibers. Es sucht an den Steilhängen entlang, über Geröllhalden, durch tiefe Schluchten und trockene Bäche, ja über Treppenstufen den sichersten Weg für sich und seine schwere Last. Schritt um Schritt bewegt es die Stämme der Bucht im Tale zu, wo sie sortiert und in Boote verladen werden.

Das Biblische ist die Wirklichkeit des Heiligen Bergs noch im beginnenden Atom-Zeitalter. Legende, Theologie und Überlieferung bestimmen den zeitlosen Alltag.

In Karyaes lernte ich Pater Joakim kennen, der Ingenieur ist. Er stammt aus Kronstadt in Rumänien, spricht — wenn auch ein wenig mühsam — deutsch und ist seit 25 Jahren auf dem Athos. Damals hat er seinen Onkel, einen rumänischen Mönch, besuchen wollen. Dann ist er selbst dort geblieben und nun schon seit vielen Jahren Mönch.

Wo immer eine Wasserleitung, ein Dach, das Telephon, eine Uhr oder einer der wenigen Rundfunkempfänger versagen — Pater Joakim, ›Mädchen für alle Technik‹, wie er sich selbst humorvoll nannte, ist zur Stelle.

Nächstes Heft: Geheime Verbindung zu den Oststaaten? — Ein Klosterwächter sehnt sich nach Deutschland.

TIERMEDIZIN

Gesunde Milch für uns alle!

Bauer, Molkerei und Tierarzt arbeiten jetzt zusammen

VON ERNST HEILMANN

Wenn die Milch teurer wird, so bedeutet das für die Hausfrau einen Alarmruf. Mit Recht. Denn Milch ist eines der Grundnahrungsmittel des Menschen, ganz gleich, ob er jung oder alt ist.

Für gesunde Milch setzt sich seit nunmehr zwanzig Jahren das Institut für Tiergesundheit in Kiel ein. Und sein Leiter, Dr. Karl Tilgner, kann heute voll Stolz sagen: »In weniger als einem Menschenalter haben wir die Milchproduktion einer ganzen Provinz (heute eines Landes) grundlegend verändert.«

Denken daran wohl die Hausfrauen und Mütter, wenn sie in den Molkereien ihre Milch kaufen? Die bevorstehende Milchpreiserhöhung wird in jedem Milchgeschäft lebhaft besprochen — interessieren sich die Gesprächspartner aber auch für die Qualität der Milch, die sie mit gutem Geld bezahlen?

Gewiß, die Bundesregierung regelt nicht nur den Preis, sondern auch die Qualität. Man bietet uns die folgenden Wertstufen je Liter an:

Bezeichnung	Fettgehalt	Preis
lose Milch	3%	0,43 DM
Flaschenmilch	3%	0,50 DM
in Perga-Packung	3%	0,58 DM

Aber was sollen wir uns darunter vorstellen?

Diese drei Arten von Frischmilch werden in der Meierei bearbeitet, das heißt pasteurisiert und auf 3 Prozent Fettgehalt eingestellt. Fettgehalt und Preis sind durch das Bundesmilchgesetz festgelegt.

Außerhalb dieser Reihe liegt die sogenannte Vorzugsmilch, die unbearbeitet in Flaschen abgefüllt wird. Ihr Durchschnittsfettgehalt beträgt 3,6 Prozent. Diese Milch wird mit 0,90 DM je Liter verkauft.

Es versteht sich von selbst, daß solche Milch nur von gesunden Tieren gewonnen werden kann.

Konnte man früher von Glück sagen, wenn die Kinder gesundheitlich einwandfreie Milch vom Lande erhielten, so gibt es heute nur noch gute, gesunde Qualitätsmilch aus den ländlichen Meiereien. Das ist die Wirkung eines Gesundheitsdienstes für Kühe, der in dieser Form einmalig auf der Erde sein dürfte.

Allein die sogenannten Zuchtkrankheiten minderten den Milchertrag im Bundesgebiet jährlich um 275 Millionen Mark. Der gelbe Galt, eine besondere Form der Euterentzündung, kostete die deutschen Bauern im Gebiet des Reiches zur Zeit der Weimarer Republik jährlich rund eine halbe Milliarde Mark.

Die Tierärzte standen, jeder an seinem Platz, dieser über das ganze Land ausgebreiteten Seuche ziemlich hilflos gegenüber. Sie behandelten, sofern sie von dem Viehzüchter gerufen wurden, mit großer Sorgfalt jedes einzelne Tier. Aber es bestand keinerlei Gewähr dafür, daß sich dieses, kaum gesundet, bei jedem anderen Rind nicht neu ansteckte. Nur langsam reifte der Gedanke heran, den Gesundheitszustand aller Rinder zu verbessern, um die Gesundheit jedes einzelnen Rindes zu schützen. In



Dr. Karl Tilgner, Leiter der Tiergesundheitsinstituts in Kiel, kämpft erfolgreich gegen dieStall-Krankheiten.



Fotos: Günter Krüger

Im Institut für Tiergesundheit der Landwirtschaftskammer Schleswig-Holstein wird der gesamte Milchviehbestand des Landes fortlaufend überwacht.

allen deutschen Provinzen und Ländern entstanden sogenannte Tierseucheninstitute. 1889 in Sachsen das erste, 1925 in Oldenburg das jüngste. Doch auch ihre im einzelnen sehr sorgfältige Arbeit konnte nicht zum Ziele führen, weil der entscheidende Ansatzpunkt noch nicht gefunden war. Das geschah erst, als im Jahre 1937 Dr. med. vet. Paul Heinke in Kiel zum ersten Male eine Eutergesundheitskontrolle einführte.

Zunächst freilich schien auch ihm der Erfolg versagt. Denn er begann unter äußeren Umständen, die gegen ihn wirkten. Diese Umstände hießen ›Erzeugungsschlacht‹. In einer Zeit, die ›Kanonen statt Butter‹ propagierte, kam es auf die Menge, nicht auf die Qualität an.

Erst im Jahre 1947 gab es wieder eine Euterkontrolle. Das war also zehn Jahre nach dem ersten vergeblichen Anlauf und zwei Jahre nach dem Ende des zweiten Weltkrieges. Dr. Karl Tilgner machte sich damals zum Vorkämpfer dieser Idee. Und es gelang ihm, den Gedanken der Euterkontrolle, wissenschaftlich im Institut vorbereitet, in der praktischen Welt der Bauernhöfe, der Viehweiden und der Molkereien in die Wirklichkeit umzusetzen.

Dazu gehörte Klugheit und diplomatisches Geschick. Zunächst mußte er die Tierärzte auf dem Lande für sich gewinnen. Er mußte sie davon überzeugen, daß es natürlich verdienstlich sei, das einzelne Tier gesund zu machen, daß es aber noch mehr darauf ankomme, vorzubeugen und den allgemeinen Gesundheitszustand in den Ställen zu heben.

Auf der zweiten Stufe galt es, ein natürliches Mißtrauen zu zerstreuen, daß hier ein ›Unberufener‹ den praktischen Tierärzten Konkurrenz machen wolle. Dr. Tilgner beschränkte sich deshalb darauf, die Krankheiten der Tiere festzustellen; die Behandlung überließ er den dazu berufenen Veterinären.

Schwerpunkt dieses Aufklärungsfeldzuges waren die Meiereien. Zwischen Bauernhof und Meierei besteht ein ständiger, enger Kontakt durch das tägliche Anliefern der Milch. Und so erschien es natürlich, bequem und zweckmäßig, über die Meiereien Auskünfte einzuholen und Ratschläge zu erteilen, Versuchsreihen auszuarbeiten und Schutzimpfungen vorzunehmen.

Heute, nach zehnjähriger systematischer Arbeit, ist jede Meierei in Schleswig-Holstein genau darüber unterrichtet, in welcher gesundheitlichen Verfassung sich jede einzelne Kuh in ihrem Bereich befindet. Aus den über Jahre hinweg geführten Statistiken und Tabellen kann der Bauer ablesen, daß sein Tier frei ist von Tuberkulose, daß die Euterkontrolle regelmäßig ohne Befund war und daß die Bangsche Krankheit, das

Fortsetzung Seite 66

Gesunde Milch für uns alle

Fortsetzung von Seite 65

seuchenhafte Verkalben, in seinem Stalle gebannt ist.

Die Kosten für diese Feststellungen werden, soweit sie nicht durch staatliche Zuschüsse gedeckt sind, von den Meiereien getragen. Zu Lasten des Bauern bleibt ein Rest von 1,50 DM je Tier und Jahr. Dafür aber werden rund 90 Prozent aller Milchkühe viermal im Jahr untersucht.

So ist es nicht verwunderlich, daß in den letzten Jahren immer mehr Kuhställe auf ihrer Karteikarte den begehrten runden Stempel ›Tbc-frei‹ und den nicht minder willkommenen viereckigen Stempel ›Bang-frei‹ erhalten.

Im Jahre 1957 meldeten 468 Meiereien in 49 148 Beständen rund 388 000 gesunde Milchkühe in Schleswig-Holstein.

Die am 3. Oktober 1956 erlassene Verordnung zum Schutze gegen das seuchenhafte Verkalben gründet sich auf die segensreichen Vorarbeiten, die im Kieler Tiergesundheitsinstitut geleistet worden sind. Das Ergebnis im Lande Schleswig-Holstein ist, daß gegenwärtig nur noch 4,5 Prozent der Milchkühe Bang-gefährdet sind. Und es besteht begründete Hoffnung, daß diese Krankheit in absehbarer Zeit ganz ausgerottet sein wird.

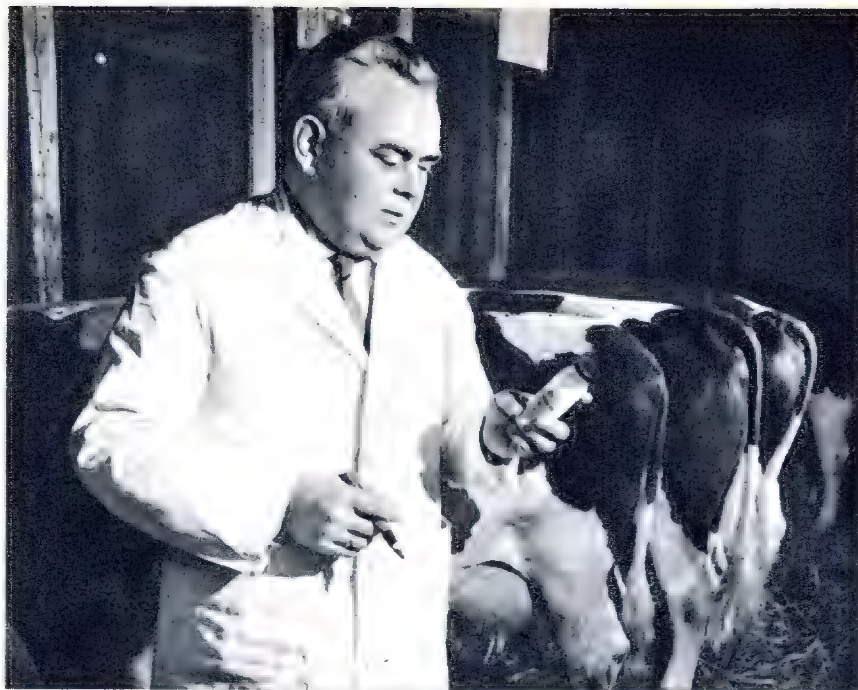
Das Interesse der Viehzüchter für eine staatliche Gesundheitskontrolle kommt nicht von ungefähr: Mehr als 70 Prozent aller Einnahmen im Lande Schleswig-Holstein stammen aus Viehzucht und Vieherzeugnissen. 50 Prozent davon allein aus der Rinderhaltung und 30 Prozent aus der Milchproduktion. Die durch die allgemeine Stallüberwachung vermiedenen Verluste, die alljährlich in die Millionen gingen, übertreffen die durch die Kontrolle entstandenen Kosten schon heute um ein Vielfaches. Und angesichts der unbestreitbaren Erfolge auf dem Gebiet der Viehseuchen-Bekämpfung beschloß die Arbeitsgemeinschaft Schleswig-Holsteinischer Viehzüchter im Jahre 1952, nur noch solche Zuchttiere auf Auktionen zuzulassen, die aus Tbc-freien Beständen stammen. Seit dem 1. April 1956 muß auch die Trinkmilch, die aus Schleswig-Holstein an den Großverbraucher Hamburg geliefert wird, aus Tbc-freien Beständen stammen.

Das erste Ziel der Kieler Wissenschaftler ist inzwischen erreicht: Die Milchkühe im Lande sind gesund. Nun geht es darum, sie gesund zu erhalten. Dazu müssen die allgemeinen Lebensbedingungen in den Ställen und auf den Weiden verbessert werden.

Seit einem Jahr gibt es deshalb den Beruf des ›Milcherzeugerberaters‹. Das ist ein Mann, der das Wasser in den Molkereien und in den Viehtränken untersucht und dafür sorgt, daß dieses Wasser einwandfrei ist. Er untersucht weiter, ob Bakterien aus der Coli- und Salmonella-Gruppe auftreten, die auch für den Menschen gefährlich werden können. Darüber hinaus werden Melkmaschinen, Milchfilter, Waschmaschinen für Milchgeräte und jegliches Zubehör überprüft. In diesem Netz gesundheitlicher Überwachung bleibt mancherlei hängen, was den Tierärzten bisher unbekannt war. So wurde beispielsweise im Sommer 1951 der Erreger einer ansteckenden und gefürchteten Darmkrankheit der Schweine entdeckt.

Heute haben die Bauern Vertrauen zu den Männern der Wissenschaft. Sie melden jede Veränderung im Gesundheitszustand der Tiere dem Institut in Kiel, dem zur Zeit auch noch ein Geflügelgesundheitsdienst angegliedert ist, der etwa 50 000 Hühner kontrolliert.

Wenn auch die Mehrzahl der Tierkrankheiten nicht unmittelbar ver-



Ärztliche Aufsicht im Kuhstall und auf der Weide sorgt ständig dafür, daß jede Art von Ansteckung sofort entdeckt und unwirksam gemacht wird.

erbt wird, so zeigen doch die sorgfältig geführten Statistiken, daß bestimmte Tierfamilien eine gewisse Anfälligkeit für die eine oder andere Krankheit besitzen. Diese Tatsache kann bei der Zucht berücksichtigt werden. Die gefährdeten Tiere merzt man dann aus. Am meisten profitiert von dieser Praxis die Rinderzucht. Denn der Bauer ist daran interessiert, von jeder Kuh in jedem Jahr ein gesundes Kalb zu erhalten. Außerdem soll die Kuh in ihrem Leben, also in 15 bis 18 Jahren, über 100 000 Liter Milch mit möglichst hohen Fettprozenten liefern. Bisher ist es immer wieder vorgekommen, daß die Kühe im Durchschnitt nicht über drei volle Leistungsjahre hinauskamen. Damit haben sie nicht einmal die Kosten für ihre Aufzucht hereingebracht. Denn erst durch jahrelange gleichmäßige Leistung macht sich die Aufzucht des Rindes bezahlt.

In Zukunft wird die Viehzucht in Schleswig-Holstein in zweifacher Hinsicht vorbildlich sein. Einmal in bezug auf ihre wirtschaftliche und zum anderen auf ihre ernährungsmäßige Leistung. Und die Milch, die aus Schleswig-Holstein in die Haushalte der norddeutschen Städte kommt, ist durch diese Tatsache ebenso vorbildlich gesund.

DARAN GLAUBE ICH

Rudolf K. Goldschmit-Jentner

Wir laufen Gefahr, uns in die Bezirke des Indiskreten zu verirren, wenn wir die Frage, woran wir glauben, aus der Sphäre des Religiösen beantworten. Das Religiöse ist für mich unverletzbares Heiligtum und tröstliches Geheimnis der menschlichen Individualität. Wohl aber gibt es Bereiche des geistigen Lebens, die in Not und Anarchie geraten sind, und die zu einem Sturz unserer Seele in Abgründe der Lebensangst führen können. Vor diesem Sturz in Verzweiflung und Nihilismus werden wir nur durch einen Glauben bewahrt, der eine bestimmte Situation des geistigen Lebens voraussetzt:

Als entscheidendes Symptom unserer Epoche betrachte ich den Verlust der Form und der Maßstäbe auf vielen Gebieten menschlichen Tuns; in der Politik: durch die Revolutionen, das Heraufkommen der autoritären Systeme und den Verrat des Menschenbildes. Diese Preisgabe des Menschenbildes und den damit verbundenen Formverlust erleben wir in der Kunst durch die Flucht vor der Natur in die Abstraktion; in dem gesellschaftlichen Schichtungsgefüge durch einen falsch verstandenen, falsch angewendeten und den Menschen aufoktroyierten Sozialismus. Dieser Formverlust müßte zu einer sinnlosen Einebnung aller Werte und Lebensmächte und damit zu einem Nihilismus führen, wenn wir uns nicht zu der Überzeugung aufraffen, daß es noch Maßstäbe gibt, deren Anwendung uns vor dem oft beschworenen Untergang des Abendlandes retten oder bei noch so pessimistischer Weltschau ihn doch hinausschieben kann.

Als die französische Revolutionsregierung sich 1795 entschloß, die Verworrenheit im Gebrauch der Längenmaße durch die Festlegung auf ein bestimmtes Grundmaß zu beseitigen, wählte sie als solches Grundmaß den vierzigmillionsten Teil des Erdumfanges und nannte dieses: Meter. Sie nahm also das Grundmaß von etwas Vorhandenem und erinnerte damit die Menschen, daß man Maßstäbe nur aus dem Vergleich mit Vorhandenem abnehmen kann. Man kann einen Maßstab nicht am Schreibtisch aus der Abstraktion, aus etwas nur Erdachtem erklügeln. Maßstäbe muß man schauen können Alles Erdachte und Erklügelte verblaßt vor dem Geschauten.

Daran glaube ich also, daß wir noch Maßstäbe besitzen und anwenden können, die uns vor der drohenden Anarchie eines radikalen Formverlustes bewahren. Wir müssen nur von etwas Vorhandenem ausgehen.

Zwei Lebensmächte sind uns als wirkungsmögliche Existenz gegeben: die Natur und das große Erbe, wie dieses uns in der Leistungswelt der großen Genies geschenkt ist. An der Natur und am Schaffen des Genius sollen wir uns orientieren, nicht beide unbeseelt nachahmen. Solche Überlegung und Haltung sichert uns auch vor der Despotie des dilettantischen Experimentierens. Auch daran glaube ich, daß jeder in Unschöpferischkeit und Urteilslosigkeit versinkt, der sich von der Natur entfernt.

Eine ideale, jeden Menschen befriedigende Lösung der sozialen Nöte und Fragen gibt es nicht und wird es nicht geben, weil widerstrebende Eigenschaften des Individuums sie hindern. Aber ich glaube daran, daß eine Milderung dieser Nöte möglich ist. Als ein amerikanisches Institut für Demoskopie nach dem Zusammenbruch des Nazi-Regimes mich fragte, worin ich eine Lösung der Weltfriedensfrage und eine Milderung der sozialen Nöte sähe, antwortete ich mit vier Worten: »Wenn jeder jedem hilft«, also ohne Rücksicht auf die politische oder religiöse Gesinnung, auf die Nation oder Rasse des anderen Menschen. Ja, daran glaube ich, daß eine Milderung aller schmerzbildenden Probleme darin liegt:

»WENN JEDER JEDEM HILFT!«

Rudolf K. Goldschmit-Jentner



Foto: Anneke Himpe

›**Die Begegnung mit dem Genius**‹ heißt das erfolgreichste Buch des heute 68 Jahre alten Schriftstellers Dr. Rudolf K. Goldschmit-Jentner. Er schildert darin die Auseinandersetzung zwischen genialen Gestalten der Geschichte: Kaiser Heinrich und Papst Gregor, Hölderlin und Schiller, Napoleon und Metternich treten uns gegenüber — Genies, die einander zugleich anzogen und abstießen. Als dieses Buch 1939 erschien, sagte Gerhart Hauptmann darüber: »Ich verdanke ihm eine Menge neuer und seltener Vorstellungen.« Dr. Rudolf K. Goldschmit-Jentner, der 1890 in Karlsruhe geboren wurde, lebt heute in Heidelberg. In dieser Stadt schloß er 1918 seine staatswissenschaftlichen, literarischen und philosophischen Studien ab. Dort wirkte er lange Jahre als Theaterkritiker, dort gründete er zusammen mit Gustav Hartmann die Festspiele, und dort lehrte er als Universitätsdozent Kulturelle Publizistik. Seit seinen Studienjahren war Goldschmit-Jentner vom Geheimnis, das den Genius umgibt, fasziniert. Sein Dokumentenband ›Der kluge Zeitgenosse‹ behandelt das Thema des verkannten Genies; an seinen Biographien über Columbus und Goethe reizten ihn die genialen Persönlichkeiten; seine Studien ›Vollender und Verwandler‹ stellen das Genie als Typus heraus. Auf unsere Frage, was der Anlaß gewesen sei, daß er sich gerade mit der Gestalt des Genies so intensiv auseinandergesetzt habe, sagte er: »Meine anerzogene Ehrfurcht, daß das Große Vorbild sein kann.« *v. z. M.*

Ich lebte mit einem Seehund

Die böse Geschichte mit unseren Ziegen

Tagebuch-Serie einer ungewöhnlichen Freundschaft

VON ROWENA FÁRRE

Diese Tagebuchblätter eines jungen Mädchens handeln von der Freundschaft mit einem Seehund namens Lora und vieler anderer Tiere, die das einfache Leben auf dem Lande mit der Autorin teilen. Zuletzt wurde von einer Kegelrobbe berichtet, die die Reise von ihrer Heimatinsel im Atlantik zum Festland mit einem schottischen Küstendampfer gemacht hatte. Leider gelang es ihr nicht, die Zuneigung der eifersüchtigen Seehündin Lora zu erringen. Im folgenden wird von einer lebensbedrohenden Futterkatastrophe erzählt, die ausgerechnet die beiden Ziegen im Stall über den winzigen Bauernhof heraufbeschwören.

Zu unseren Arbeiten während des Sommers gehörten Torfstechen, -trocknen und -aufschichten, Gras mähen und schobern, Beeren pflükken — Himbeeren, wilde Erdbeeren, Blaubeeren, Schlehen — zum Einmachen, für Marmelade und Obstwein. Wir trockneten Kräuter und allerlei eßbare Pilze.

Reparaturen an Haus und Stall wurden während des warmen Wetters vorgenommen, und alle vierzehn Tage machten wir mit unserem Ponywagen eine Fahrt nach der Stadt, um Vorräte einzukaufen. Eine bestimmte Menge Lebensmittelkonserven, Heizmaterial und Bekleidungsgegenstände wurde immer gleich für den kommenden Winter zurückgelegt.

Lange Stunden arbeiteten wir im Garten. Er wurde allmählich zu klein für unseren Bedarf, und wir legten uns einen neuen auf einem Stück Land nahe dem See an, wo der Boden besser war. Mit diesen beiden Gärten, in denen ausschließlich Gemüse gezogen wurde, war unsere Versorgung mit frischer Pflanzenkost während der Sommermonate gesichert.

Konservierte und Trocken-Nahrung wurde während des Sommers nur im Notfall und während des Winters als Ergänzungskost verwandt; Kuchen und Brot wurden aus Vollkornmehl gebacken. Neben unserem selbstgezogenen Gemüse aßen wir auch fleißig Wildgemüse.

Mit Salatblättern, geschabten Mohrrüben und Ziegenkäse als Grundlage bereiteten wir ein paar ausgezeichnete Salate, zu denen wir Kräuter wie Sauerampfer, Wasserampfer, Wasserkresse und Löwenzahn verwandten.

Am Gabentisch der Natur

So lebten wir von den Gaben der Natur einfach, aber gesund, und in all den Jahren brauchten wir keinen Arzt zu bemühen. Nicht einmal an eine Erkältung kann ich mich erinnern.

Auf einem Spaziergang entdeckten wir eine verfallene Schutzhütte. Ihr Dach war längst eingestürzt, und ringsherum starrte ein Dickicht von Brennesseln. Diese sonst so unbeliebten, ja gefürchteten Pflanzen waren ein willkommener Beitrag zu unserer Nahrung, und wir aßen sie von den ersten Frühlingstagen bis in den Spätherbst.

Am besten schmeckten sie natürlich im Frühjahr, wenn die jungen Spitzen ganz zart waren. Ich pflückte sie mit Lederhandschuhen.

Die Brennesseln werden wie Spinat zubereitet, gut in einen Topf hineingedrückt, der mit ganz wenig Salzwasser gefüllt und dann bei kleinem Feuer zehn bis fünfzehn Minuten gekocht wird. Bei richtigem Kochen brauchen Brennesseln nicht abgegossen zu werden. Man tut sie in eine vorgewärmte Schüssel und gibt etwas Butter dazu.

Als Abendgericht krönten wir die Brennesseln mit einem verlorenen Ei, zum Lunch rieben wir zur Abwechslung etwas Käse darüber, und wenn wir Glück mit unseren Tomaten gehabt hatten, servierten wir sie mit Tomatensoße.

Wenn beide Ziegen Milch hatten, gab es mehr als genug für unseren Bedarf, und die überschüssige Milch wurde zu Käse verarbeitet.

Ein ungewöhnlicher Milchdieb

Das Melken der Ziegen besorgten wir abwechselnd. Oft kam Rodney, unser Ratterich, und setzte sich neben mich, während ich molk, und wenn ich gnädig gelaunt war, spritzte ich einen Strahl in seine Richtung. Dann leckte er sich die Tropfen vom Gesicht und wartete hoffnungsvoll auf einen neuen Spritzer. Diese kleinen Gefälligkeiten erwiesen sich als Mißgriff, denn wir erwischten Rodney später mehrmals, wie er sich selber der Milchquelle bediente, während die Ziege — die keinen Versuch machte, ihn abzuschütteln — am Boden ruhte.

Ich weiß nicht, wie er es anstellte, die Milch zu saugen, ohne die Ziege zu verletzten, denn Ratten haben scharfe Zähne. Nachdem er sich das einmal angewöhnt hatte, war es ihm sehr schwer wieder auszutreiben.

Nicht jeder kann einsam leben

Einige der Freunde, die uns während des Sommers besuchten, waren begeistert von dem Leben, das wir führten. Sie erklärten uns, daß sie große Lust hätten, ihren Beruf an den Nagel zu hängen, ihre Ersparnisse in Bauernhäusern und Pachtgütern anzulegen und selber das einfache Leben zu führen. Tante Mirjam tat immer ihr Möglichstes, diesen Enthusiasten abzuraten, und bat sie, bevor sie sich eine Stelle kauften, zunächst einmal einen Winter hier draußen zu verbringen.

Ein junges Ehepaar, das sich bei uns vierzehn Tage sehr wohlgefühlt hatte, kaufte sich bald nach seiner Abreise trotz Tantes dringender Gegenvorstellungen prompt ein Gehöft in Wester Ross. Sie »entflohen« ihm, wie sie uns später erzählten; sie hatten das Leben darin nicht länger als fünf Monate ausgehalten.

»Es war die schreckliche Einsamkeit«, erklärten sie. »Wir hatten allmählich das Gefühl, wenn wir nicht



Foto: Ulrich Dunkel

Satt und zufrieden auf dem Arm seiner Pflegerin sitzt dieser junge Seehund. Ein Bläschen aus fetter Milch hängt noch an seinen Lippen. Er hat gelernt, die Nahrung anzunehmen. So wird er weiter am Leben bleiben.

bald weggingen, würde sie uns verschlingen.«

Glücklicherweise konnten sie das Objekt wieder verkaufen.

Es gibt heutzutage wohl nur sehr wenig erwachsene Menschen, die die nötige geistige und seelische Verfassung dazu besitzen, um ein ersprießliches Dasein in solchen entlegenen Gegenden zu führen. Wenn es nur fünf bis sechs Stunden am Tage hell ist, wenn der ›Niemals Schweigende‹ — wie die Nordmänner den Wind nennen — durch die Schluchten heult und der Schnee so tief liegt, daß selbst die Hirsche auf ihrer Nahrungssuche nicht mehr zum Haus kommen können, dann lernt man, was es heißt, von der Welt abgeschnitten zu sein.

Von Mitte September bis zum April oder Mai waren wir allein, und wochenlang, manchmal monatelang, sahen wir niemanden außer uns selbst. Sogar der Briefträger konnte im Winter nur selten einmal zum Plaudern vorbeikommen. Das Haus lag ziemlich hoch, und wir hatten jedes Jahr Schnee.

Wenn die Stunden der Dunkelheit länger wurden, verkürzten sich entsprechend unsere Tage. Wir standen selten vor neun Uhr auf und lagen abends schon um halb zehn im Bett. Das Lesen im Bett war streng verboten, weil es zuviel Paraffin kostete. Ich habe Tante nur ein einziges Mal ein Tier schlagen sehen, und das war, als der Otter Hänsel sich ein kostbares Paket Kerzen einverleibte. Was davon übrigblieb, wurde sorgsam zusammengefegt, geschmolzen und neu zu groben, länglichen Stükken geformt. Wir ließen nie ein Bröckchen Kerzenwachs oder einen Tropfen Paraffin umkommen.

Bei schweren Regenfluten im Winter vermochte nur ein dünnes Licht den bleiernen Horizont zu durchdringen, und der Tag blieb in halbe Dunkelheit getaucht. Wir kochten und aßen bei Lampenlicht, löschten gewissenhaft die Flamme aus, wenn die Mahlzeit zu Ende war, und gönnten uns erst wieder nach dem Abendbrot zwei kurze helle Stunden. Dann legten wir uns schlafen.

Alarmierende Fragen

Bevor Tante Mirjam nach Schottland übersiedelte und während der ersten Zeit unseres Lebens im Hochland wurde ihr, mündlich und brieflich, eine Reihe von alarmierenden

Fortsetzung Seite 72

Ich lebte mit einem Seehund

Fortsetzung von Seite 71

Fragen gestellt, die einen nervöseren Menschen von einem solchen Plan abgebracht hätten.

»Was wollt ihr tun, wenn ...?« fingen sie an. Also: »... wenn eine von euch eine akute Blinddarmentzündung bekommt oder Zahnschmerzen oder sich mit dem Beil einen Finger abhackt?«

Eine andere Art Fragen, ebenso alarmierend, aber von den ersten insofern verschieden, als die mögliche Katastrophe mehr auf das hinauslief, was die Versicherungsgesellschaften ›Höhere Gewalt‹ nennen, bewegte sich in dieser Richtung:

»Was wollt ihr tun, wenn bei einem Schneesturm das Dach einstürzt?«

Und noch eine dritte Kategorie gab es: »Was wollt ihr tun, wenn ihr eingeschneit seid und euch das Paraffin oder das Mehl — oder sonst irgendein lebenswichtiges Nahrungsmittel — ausgeht?«

Ich weiß, offen gestanden, nicht, was ich hätte tun sollen, wenn Tante Mirjam während eines Schneesturms eine akute Blinddarmentzündung bekommen hätte.

Während unseres ersten Winters gingen uns tatsächlich verschiedene Bedarfsartikel und Lebensmittel aus, weil Tante Mirjam sich in den Mengen verkalkuliert hatte. Aber es war kein großes Unglück, früher als gewöhnlich ins Bett zu gehen, weil das Paraffin für die Lampen zur Neige ging, oder eine Zeitlang ohne Zucker auszukommen.

Im letzten Winter freilich erlebten wir eine erstere Krise.

In jedem Herbst befand sich unter unseren Lebensmittelvorräten eine große Zahl von Säcken mit Hundekuchen für die Haustiere, unter denen das anspruchsvollste die Seehündin Lora war.

Während einer Kälteperiode gegen Ende des Winters, als um das Haus hoher Schnee lag und eine Fahrt in die Stadt unmöglich wurde, ging ich eines Morgens in den Stall und fand die beiden Ziegen in einem schläfrigen, benommenen Zustand vor; sie waren kaum dazu zu bewegen, die paar Schritte zu der Stelle zu gehen, wo sie gemolken wurden. Ich führte ihren Zustand auf das Wetter zurück und dachte mir nichts weiter dabei.

Was ist mit den Ziegen?

Am nächsten Morgen waren ihre Bäuche merklich angeschwollen, und es bedurfte einiger Rippenstöße mehr, sie zum Aufstehen zu bewegen. Dann sah ich, daß das Segeltuch, das die Vorräte am anderen Ende des Stalles bedeckte, aus seiner Lage gezogen war und daß Büchsen und Packungen in chaotischem Durcheinander umherlagen.

Eine schreckliche Entdeckung

Als ich mir die Sache näher betrachtete, fand ich, daß nur noch zwei Säcke mit Hundekuchen unbeschädigt waren.

Den Ziegen war es gelungen, die Stoffhülle der übrigen Säcke durchzubeißen, aufzureißen und ihren Inhalt zu vertilgen. Unter den übrigen Verwüstungen, die die beiden angerichtet hatten, befanden sich zertrampelte Kartons, gefüllt mit Trockenobst, dazu Erbsen und Linsen, die für den menschlichen Genuß bestimmt gewesen waren. Was davon noch übrig war, lag wahllos auf dem Boden umher.

Im Stall hatten wir einen Paraffinofen stehen. Ich schmolz darauf einen Eimer zusammengepreßten Schnee als Trinkwasser für die Ziegen und das Pony. Ich gab ihnen das Wasser und ging, um Tante von dem Unheil zu berichten.

Als wir auf den Schauplatz zurückkehrten, ergriff Tante als erstes den Eimer und stellte ihn außer Reichweite der Ziegen. Die eine hatte bereits ihren Durst gelöscht, die andere war zum Glück erst dabei, an den Eimer zum Trinken zu gehen, als wir eintraten.

Von den unbeschädigten Packungen retteten wir, was wir konnten, nahmen die beiden Säcke Hundekuchen heraus und verschnürten das Segeltuch fest um die wieder aufgestapelten Vorräte.

Ein Sack Hundekuchen langte für Lora, Sara und Rodney drei Tage so daß der Vorrat, den wir besaßen nur noch sechs Tage reichte. Es war äußerst unwahrscheinlich, daß der Schnee am Ende dieser Zeit so weit verschwunden sein sollte, daß wir wieder in die Stadt hätten fahren können.

Wenn Rodneys und Saras Portion Hundekuchen auch im Vergleich zu der Loras wirklich bescheiden war — eine winzige Menge, in Milch eingeweicht auf einer Untertasse jeden Abend für alle beide —, entschieden wir doch, daß sie, bis wir neue Säcke bekommen hatten, auf ihren Anteil verzichten und mit dem vorlieb nehmen sollten, was es sonst gab; aller verfügbare Hundekuchen mußte für Lora bleiben.

Als ich wieder aus dem Stall kam, sah ich Lora, einen dunklen Schatten, auf der ebenen Fläche des zugefrorenen, schneebedeckten Sees an ihrem Tauchloch sitzen. Ihre scharfen Augen erspähten mich, wie ich am Hügelhang stand und sie beobachtete, und sie bellte sogleich einen Gruß herüber. Sie vermißte in dieser



Foto: The British Travel and Holidays Association

Eine Vorratshütte am See. Aus losen Bruchsteinen sind die Mauern gefügt. Das Dach aus getrockneten Gräsern ist mit Steinen an Fäden beschwert. So trotzt der Bau den Regenschauern und den harten, winterlichen Stürmen.

Zeit die Gesellschaft der Ottern und stellte daher mehr Ansprüche an unsere Zeit, bat durch Bellen oder Blicke, daß man ihr den Ball zuwarf oder ihr anderweitig Beachtung schenkte.

So weit das Auge reichte, war die Landschaft vor mir makellos weiß, nur von dem dunklen Schatten des Seehunds unterbrochen. Der graue Himmel über dem Land trug ein Fischgrätenmuster von dunkleren grauen Wolken.

Ich ging zum See hinunter und warf Lora ihren Ball zu. Es war ein vortrefflicher Schuß, der Ball stieg im hohen Bogen auf und fiel geradenwegs in ihre zum Auffangen geöffnete Schnauze. Sie ließ ihn in ihr Tauchloch fallen und saß da und bewachte ihn.

Ein paar Augenblicke äußerster Stille verstrichen, dann wurden sie durch ein lautes Schmerzgebrüll unterbrochen, das aus der Richtung des Stalles kam. Wie Tante Mirjam befürchtet, mußte die Ziege, die nach der nächtlichen Orgie ihren Durst gestillt hatte, nun mit Schmerzen dafür bezahlen: das Wasser hatte die Hundekuchen aufquellen lassen und den Druck auf den bereits geschwollenen Magen verstärkt. Das Stöhnen und Brüllen wurde lauter, und das Leben des Tieres schien in Gefahr, wenn man nicht etwas zu seiner Hilfe tun konnte. Es wurde aus dem Stall geführt, und Tante Mirjam schüttete ihm versuchsweise ein starkes Abführmittel in den Hals. Dies wirkte fast sofort. Der Ziege wurde gewaltig übel, und der Druck auf den Magen ließ etwas nach. Später bekam sie noch eine große Dosis Rizinusöl zu schlucken.

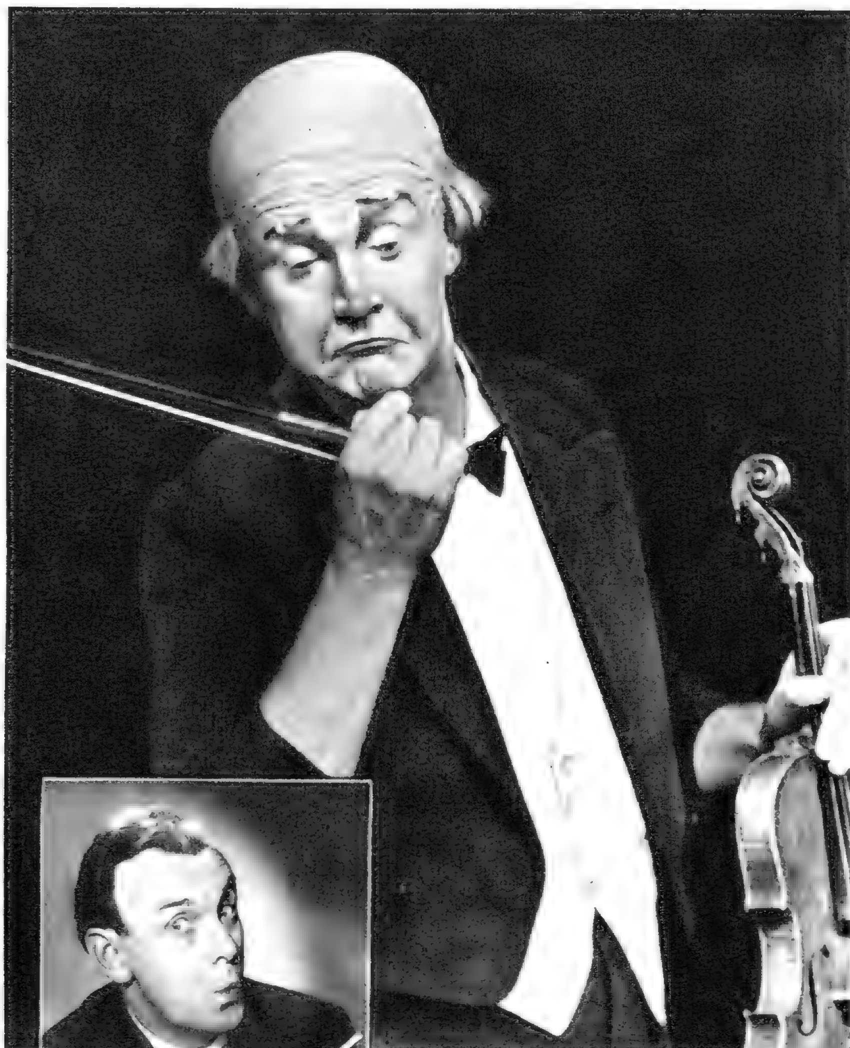
Wenn die kranke Ziege durch ihre Gier unsere Arbeit in den folgenden Tagen auch versiebenfachte — als ich das nun so kläglich aussehende Tier in den Stall zurückführte, konnte ich mich doch des Gefühls nicht erwehren, daß es seine Orgie voll gesühnt hatte. Beide Ziegen bekamen am nächsten Tag nichts zu fressen, und von nun an wurden sie jeden Abend im Stall angebunden.

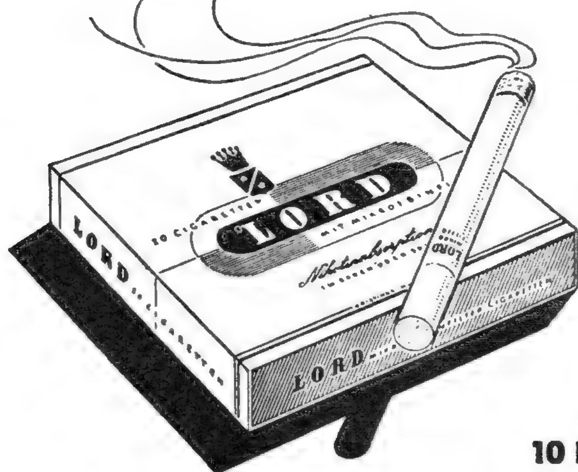
Im nächsten Heft: Herrn Frasers Nichte und die Ziegen — Loras letztes Rätsel



Foto: Ulrich Dunkel

So schlafen alle Robben gern: lang ausgestreckt auf der Seite liegend und die Flossen eng an den Körper gelegt. Wenn nun noch die warme Sonne stundenlang auf den Leib scheint, fehlt nichts mehr zum restlosen Wohlbehagen.





UNSER KREUZWORT-PREISRÄTSEL

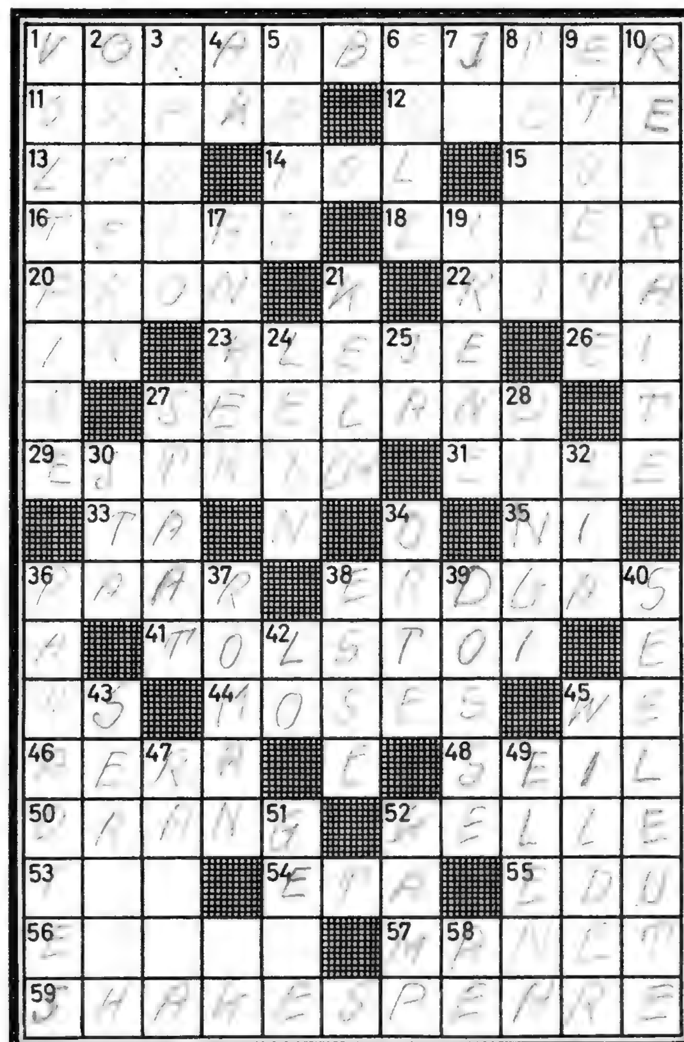
Aus der Literatur







Diese Fotos zeigen drei berühmte Dichter und Schriftsteller. Die Auflösung der Fragen 41, 59 waagerecht und 1 senkrecht ergibt ihre Namen.



Waagerecht: 1. Werkgruppenführer, 11. japanischer Hafen, 12. gesunde Färbung, 13. englische Handelsabkürzung, 14. Endpunkt der Erdachse, 15. Falz, Fuge, 16. letzter Ostgotenkönig, 18. Rennruderboot, 20. Giftpflanze, 22. Stadt in Thüringen, 23, Mastfutter, 26. Vogelprodukt, 27. dänische Insel, 29. gepflasterter Fußboden, 31. Hast, 33. Zeichen für Tantal, 35. Zeichen für Nickel, 36. zwei Stück, 38. Naturprodukt, 41. siehe Bild 1, 44. biblischer Gesetzgeber, 45. Abkürzung für Wärmeeinheit, 46. Epoche, 48. Tau, 50. inneres Wollen, 52. Suppenlöffel, 53. Begriff beim Roulette (Spiel), 54. griechischer Buchstabe, 55. Kurzform von Eduard, 56. Schiffstagereise, 57. französischer Maler, 59. siehe Bild 2.

Senkrecht: 1. siehe Bild 3, 2. Kirchenfest, 3. Rundfunk, 4. Abkürzung für Aktienkapital, 5. Ölpflanze, 6. Laubbaum, 7. Geliebte des Zeus, 8. Titel des japanischen Kaisers, 8. musikalisches Übungsstück, 10. Rückzug, 17. Schiffszubehör, 19. Mädchenname, 21. Trinkgefäß, 24. Öl- und Gespinstpflanze, 25. Zustimmung, 27. Reich, Nation, 28. kleines Beiboot, 30. Abkürzung für Santa, 43. Kurzform von Amalia, 34. kleinere Städte, 36. Garten Eden, 37. Literaturerzeugnis, 38. Rauchfang, 39. Zufluß der Mittelelbe, 40. Schiffsbesatzung, 42. weiblicher Kurzname, 43. Nebenfluß der Donau in Rumänien, 45. amerikanischer Dramatiker, 47. finnische Hafenstadt, 49. italienische Form von Helene, 51. chemische Verbindungen, Kolloide, 52. Feldlager, 58. Abkürzung für Angströmeinheit. (ch = 1 Buchstabe, i = j)

Richtig geordnet, ergeben die Buchstaben in den Zahlenfeldern 1, 15, 24, 27, 38, 43, 51 einen bekannten deutschen Klassiker. Dieses Wort ist die Lösung unseres Preisrätsels.

BÜCHER IM WERTE VON 1000 DM

1.—3. Preis: Je ein **Lexikon in vier Bänden von A—Z** aus dem Bertelsmann-Verlag. Dieses Werk umfaßt 100 000 Stichwörter, 5000 Textspalten u. 4300 Fotos. Halbleder, Preis 176 DM.

4.—7. Preis: je ein **Weltatlas** aus dem Bertelsmann-Verlag. Ein umfassender Atlas-Band mit 498 Seiten und 197 Karten.

8.—13. Preis: je eine **mehrbändige Klassiker-Ausgabe** der gesammelten Werke von Goethe, Schiller, Stifter, Kleist, Hölderlin und Mörike.

14.—20. Preis: je ein **anspruchsvoller Roman** für sie und ihn.

21.—30. Preis: je ein **Kunstband** der Meisterwerke moderner Malerei mit einer Einführung von Marcel Brion.

Gehen mehr richtige Lösungen ein, als Preise ausgesetzt sind, entscheidet das Los (Rechtsweg ausgeschlossen). Eine Korrespondenz kann nicht geführt werden. Schreiben Sie bitte Ihre Lösung, die nur aus dem gesuchten Wort bestehen darf, auf eine ausreichend freigemachte Postkarte (nicht im Brief). Jeder darf nur eine Lösung einsenden. Teilen Sie Ihren vollen Namen und Ihre Anschrift mit und schicken Sie Ihre Preisrätsel-Lösungskarte an: KRISTALL, Rätselredaktion, Hamburg 100. — Einsendeschluß ist der 29. Mai 1958 (Poststempel). Die Gewinner veröffentlichen wir in unserer Nummer 13/1958.

Auflösung zu Heft 10

Waagerecht: 1. Fotoapparat, 9. Ufer, 10. Saar, 11. Ner, 12. Lid, 14. Ara, 15. kn, 16. Remus, 18. Ei, 19. Auguste, 20. Ur, 21. Maser, 22. Li, 23. Reval, 25. Laren, 27. je, 29. Po, 30. Ernteball, 32. Enge, 33. Zaun, 35. Maine, 37. Genre, 38. Erl, 39. lau, 41. der, 42. Re, 43. Lende, 45. NS, 46. **Bavaria**, 48. Titus, 49. ab, 50. Tag, 52. non, 53. Emu, 54. Ibis, 56. Adler, 57. Ausstellung.

Senkrecht: 1. **Funkturm**, 2. Ofen, 3. Ter, 4. Or., 5. Primus, 6. Raa, 7. Aare, 8. Training, 12. legal, 13. Dusel, 16. Rumaenen, 17. Strapaze, 22. le, 24. Virgil, 26. **Roland**, 28. Heu, 30. Enare, 31. Luren, 32. Emerentia, 34. Merseburg, 36. Elevin, 37. Gudrun, 40. Anatole, 43. Lat, 44. Eis, 47. Tabu, 49. Amen, 51. Gis, 53. Edu, 55. SS, 56. Al.

Das Lösungswort hieß: HOLSTENTOR

Gewinner des Preisrätsels aus Heft 9

1.—3. Preis: Hans Schmidt, Menden (Sauerland); Adica Hardenberg, Frankfurt am Main-Bonnames; Sepp Weiss, Klosterneuburg-Weidling (Österreich).

4.—7. Preis: Josef Krabes, Sehestedt über Rendsburg; Alfred Schwägler, Heilbronn-Sontheim/N.; Max Stibbe, Haarlem (Holland); Friedrich Götze, Berlin-Siemensstadt.

8.—13. Preis: Gerlinde Schmidt, Bettenhausen/Lich (Oberhess.); Fini Gschwind, Rosenheim (Obb.); Norbert Janssen, Kleve (Rhld.); Lotti Klingenberg, Hülscheid/Siegkreis, Post Birkenfeld über Siegburg; Günter Rudolf, Bayreuth; Magdalene Brüger, Volklingen (Saar).

14.—20. Preis: Dieter Detscher, Michelbach über Gaggenau (Murgtal); Bruno Almási, Wincherode über Treysa (Bez. Kassel); Marie Betz, Bamberg; E. Schmidkunz, Kiel-Pries; Horst Stelzig, Hillegossen (Kreis Bielefeld); Willy Knoch, Stuttgart-Vaihingen; Anni König, Berlin N 65.

21.—30. Preis: Ernst Gerstemeyer, Lüdenscheid; Math. Kalmus, Bad Mondorf (Luxemburg); Erwin Schleiffenbaum, Lendringsen (Kreis Iserlohn); Walter Thrun, Heiligenhafen (Holst); Irmtrud Lüth, Nürtingen; Herbert Elsheimer, Undenheim (Kreis Mainz); Berta Solfrank, Waldhaus i. d. Opf.; Liesel Blume, Essen; Czeslaw Tarnowski, Quakenbrück; Dr. Reinhold Lefmann, Dissen (Teutoburgerwald).

Ein Spiel um Zeit und Liebe

DIE NACHT AM SEE

EINE ERZÄHLUNG

VON MARIANNE EICHHOLZ.



Lissy Grothus stand lächelnd vor dem Klubhaus. Wie dunkle Teiche schwammen die Augen in Bredas blassem Gesicht. Erst später bekam ich heraus, warum sie nichts dagegen hatte, daß wir zu mir nach Hause fuhren.
ILLUSTRATION: WOLFGANG BARTSCH

Es war an einem Tag, wie es wenige in unserer Stadt gibt: der Himmel legte eine leichte Glocke hoch über den See. Das andere Ufer zeichnete sich scharf ab. Vom Klubhaus konnte man die Schwäne gegenüber erkennen. Es duftete nach Kastanienblättern. Obwohl noch kein Wind aufgekommen war, roch die Luft scharf. Die Boote lagen halb aufgetakelt am Steg.

Breda beobachtete von ihrem Liegestuhl Lissy Grothus, die in einem Segeldreß über den Kiesweg kam, und gleichzeitig Marius, der mit zwei Gläsern in der Hand zu den Liegestühlen herübersteuerte. Er sah die Rasenkante nicht, stolperte, fing sich aber ab und setzte sich auf den freien Stuhl neben Breda.

»Vielen Dank für die Limonade«, sagte sie. Sie sog am Strohhalm und hatte eine kleine Falte zwischen den Brauen.

»Was ärgert dich?« fragte Marius, obwohl er es genau wußte. »Ich kann mir ansehen, wen ich will. Ich hab gern die Auswahl.«

»Du tanzt auf vielen Hochzeiten«, sagte Breda, »dabei sagst du, du machst dir etwas aus mir. Hör mal zu, ich bin zweiundzwanzig. Seit einem halben Jahr machst du mir den Hof.«

»Und?« fragte Marius. Er fühlte unter den geschlossenen Lidern eine angenehme Spannung.

»Es gibt zahlreiche Beispiele, wie ein Mann sich in dieser Situation verhält. Ich meine, in der Situation des Ernstfalles.«

»Keine Spur«, sagte Marius, »in mir ist leider keine Spur Ernst. Meine Natur ist schmetterlingshaft.«

»Bei mir ist es ernst. Ich kann nichts dagegen tun«, sagte sie. Dieses Mal war ihre Stimme leiser, aber das konnte daran liegen, daß Lissy Grothus sich ziemlich in der Nähe an ihrem Liegestuhl zu schaffen machte. Marius hätte gern gewußt, ob sie rot geworden war. Er kämpfte einen Augenblick mit der Versuchung, die Augen zu öffnen. »Woraus soll ich das entnehmen?« sagte er, »du hast mich, soviel ich erinnere, einmal deine Hand halten lassen, und dazu mußte es erst dunkel werden!« Er machte die Augen auf: sie war nicht eine Spur rot. »Dafür durfte ich dich nach Hause bringen. Zu allen Tageszeiten. Im ganzen waren es sechsunddreißig Mal.«

»Dummes Zeug«, sagte Breda. Dann, mit einem zärtlichen Unterton: »Es gibt Beweise, daß ich dich sogar sehr gern habe.« Marius sah ihr gerade in die Augen. »Aber nicht die, die ich mir von der Frau, die mich liebt, wünsche.«

*

Ich war an diesem Tag zum erstenmal seit meiner Reise wieder im Klub. Auf der Terrasse traf ich Breda. Ich hielt den Atem an. Sie hatte die längsten Beine. Auf ihren Oberarmen lag ein Hauch von Bronze.

»Hallo Breda«, sagte ich, als ob wir uns gestern das letzte Mal gesehen hätten.

Ich fragte sie, ob sie einen Schlag mit mir segeln wollte. Ein kurzer böiger Wind war aufgekommen, und als wir die Jolle losmachten, war der See schon ziemlich kabbelig. Wir segelten vor dem Wind auf die andere Seite und kreuzten dann eine Stunde lang in der auffrischenden Brise zwischen dem Klub und der Brücke. Ihre Hände, die die Fockschoot hielten, waren blau vor Kälte. Sie trug nur einen dünnen Pullover, aber als ich ihr meine Jacke anbot, lehnte sie dankend ab. Auch, als ich meinen Arm um sie legen wollte. Dann ging der Wind in Sturm über, und die Sache hatte keinen Sinn mehr. Ganz erstarrt zog ich sie aus dem Cockpit.

Der Liegestuhl, in dem Marius gesessen hatte, war leer. Nur Lissy Grothus, die sich inzwischen umgezogen hatte, stand lächelnd vor dem Klubhaus.

Ich sah Breda an: wie dunkle Teiche schwammen die Augen in dem blassen Gesicht. Erst später bekam ich heraus, warum sie nichts dagegen hatte, daß wir zu mir fuhren. Ich entwickelte viel Beredsamkeit, um ihr klarzumachen, welche unangenehmen Folgen eine Lungenentzündung haben konnte, aber das allein war es nicht.

Breda trank gehorsam ein Glas Rum aus und war dann soweit, daß sie mir zulächeln konnte.

»Du hast dich verändert«, sagte ich, »vor vier Jahren hast du mit den langen dünnen Beinen noch ausgesehen wie ein Kind, das man für eine Stunde aus dem Kinderzimmer gebracht hat.«

»Ich glaube«, sagte sie, »daran ist Marius schuld.« »Verstehe ich nicht«, sagte ich ärgerlich. »Marius und immer wieder Marius! Wenn du schon beichtest, dann aber auch gründlich.« Da erzählte sie mir die Geschichte mit ihm. »Weißt du«, sagte sie am Schluß, »er wollte mich aushungern. Er ist so ein Spieler.«

»Er blufft einfach«, sagte ich, »in der Schule hat er auch geblufft. Ich hätte es jedenfalls anders aufgefaßt, wenn ich in seiner Lage gewesen wäre.« »Ja«, sagte sie und sah mich an, »du hättest es anders aufgefaßt.«

»Was willst du ihm denn sagen?« fragte ich.

»Daß es besser wäre, wenn wir uns trennen.«

Als ich das zweite Glas einschenken wollte, läutete das Telefon. Es war Marius. Er machte ziemliche Umstände, ehe er am Thema war: ob Breda bei mir sei? »Jawohl«, sagte ich, »sie sitzt vor dem Kamin und trinkt Rum. Ich habe den Eindruck, daß es ihr gut geht. Mir geht es übrigens auch gut.« Einen Augenblick war es still, dann sagte er: »Kann ich nicht zu euch rüberkommen?« »Wieso?« fragte ich zurück, »ich habe nicht das Gefühl, daß es paßt.« »Wir sind doch alte Freunde«, sagte er, »du könntest mir ruhig ein Glas Rum anbieten. Ich wollte sowieso mit dir über deine Londoner Eindrücke sprechen.«

Das war der Augenblick, in dem Breda den Hörer in die Hand nahm. Drei Minuten später war ich verlobt. Breda hatte es Marius gesagt.

Ich muß ziemlich verliebt gewesen sein, sonst wäre mir doch manches aufgefallen. Ich sah meine Braut nur selten, und obwohl wir uns in vierzehn Tagen nur zweimal küßten, dachte ich viel über sie nach. Nach drei Wochen hatte ich das Gefühl, daß wir über den Hochzeitstermin sprechen müßten. Ich lud sie zum Abendessen in die Höllenleiter ein. Breda trug etwas Hellgraues, aus dem ihr weißer Hals verwirrend aufstieg. Sie erzählte, daß sie einen Kursus für Schreibmaschine machte, damit sie die vertrauliche Korrespondenz ihres Vaters erledigen konnte.

Da kam Marius herein. Unser Tisch lag genau in seiner Blickrichtung. Ich hätte mich ohrfeigen können, weil ich nicht daran gedacht hatte, daß er oft herkam. Breda machte Konversation, auf ihre Art.

»Denk mal«, sagte sie, »mein Vater ist ebenso verrückt wie Boy. Er sammelt Briefmarken aus dem Siebenjährigen Krieg.« (Ich konnte keine Briefmarke von einer anderen unterscheiden.) »Du kannst dir denken, wie das verbindet«, sagte sie, »die beiden verstehen sich prächtig.« »Fein«, sagte Marius, »aber könntest du mich damit in Ruhe lassen?« »Natürlich«, sagte sie, »wechseln wir das Thema. Was hältst du von Wedgewood? Ich meine das Eßservice. Boy und ich wollen es kaufen.«

Marius sah blaß aus. Ich fand ihn ja schon in der Schule überheblich, aber jetzt hatte ich Mitleid mit ihm. Um die Sache abzukürzen, schlug ich vor, noch auf ein Bier zu mir zu kommen. Marius fuhr uns in seinem Wagen hin. Wir mußten uns zu dritt auf den beiden Plätzen drücken. Er fuhr ziemlich scharf, ich hatte den Arm um Breda gelegt und versuchte, die Ereignisse klar zu übersehen.

Ich hatte Bier, Rum und Selterwasser zu Hause. Marius verlangte Rum. Es war nicht richtig, ihn pur zu trin-

Fortsetzung nächste Seite

Fortsetzung von Seite 77

ken. Marius wurde sehr wach und brachte dauernd Toasts aus: »Auf dein Wohl!« rief er und schwenkte das Glas. »Wenn du Hilfe brauchst, ich bin für dich da.« Breda trank den Rum mit Selter eins zu sieben. Die ganze Zeit spielte der Plattenspieler. Breda forderte Marius und mich abwechselnd zum Tanzen auf. Gegen ein Uhr war ich ziemlich erschöpft von dem seltsamen Fest. Am schlimmsten hatte es Marius erwischt. Es konnte keine Rede davon sein, daß er sich ans Steuer setzte. Während Breda eine Flasche Milch aus dem Eisschrank holte und ihm einflößte, telephonierte ich nach einer Taxe. Dann versuchte ich in der Diele, Marius seinen Schal umzulegen.

Breda stand im Wohnzimmer und puderte sich.

»Dir ist hoffentlich klar«, sagte sie und sah mich zärtlich an, »daß wir diesen Jungen nicht mutterseelenallein dem Taxichauffeur überlassen können. Ich werde mitfahren.«

Sie ging in die Diele und setzte ihren Hut auf.

»Also schön, du bist erwachsen und mußt wissen, was du tust«, sagte ich. »Aber ich rufe in einer Stunde bei dir an und erkundige mich, ob dich dieser Kerl richtig abgeliefert hat.«

Als ich um zwei bei ihr anrief, meldete sich niemand

*

Breda war eine strahlende Braut. Nach der Trauung gab es ein Frühstück, bei dem ich neben dem alten Jungius saß, der Anekdoten erzählte und sich überhaupt glänzend unterhielt. Nach dem Sekt sagte Jungius senior: »Ich gebe meiner Einzigen dreihundert monatlich Zuschuß. Aber der Junge wird seinen Weg schon machen.«

Wie ich Breda kenne, wird sie schon dafür sorgen, dachte ich.

Nach dem Essen hakte sie sich bei mir ein, wir gingen in den Wintergarten.

»Ich habe noch etwas«, sagte sie, »damals in meinem Brief ausgelassen. Weil man das nicht schreiben konnte.«

Die Mimosen dufteten.

»Der Chauffeur hat uns in der Nacht einundzwanzigmal um den See gefahren. In der Gegend kenne ich jetzt jedes Haus. Ich bestand darauf, daß er das Verdeck öffnete. Schließlich war Marius soweit, daß er klarer sah, er war nur noch ein bißchen schwach. Ich erlaubte ihm, daß er seinen Kopf an meine Schulter legte. Die Sterne wurden blasser, wir fuhren die ganze Zeit im zweiten Gang. Die Taxirechnung war astronomisch hoch.«

»Soll ich dir was vorschießen?« sagte ich bitter. »Danke, Liebling«, sagte sie, »du bist wirklich vorbildlich als Freund. Wenn du mich mal brauchst, Boy, bin ich immer für dich da.«

»Also weiter«, sagte ich, »erinnere dich bitte, daß ich halbe Beichten witzlos finde.«

»Ich sprach viel von dir, am See ließ er den Wagen halten. Wir gingen unter den Weiden entlang, und« — sie machte eine Pause, der Wirkung wegen —, »da machte er mir einen Antrag. Wir fuhren weiter. Als die Sonne hinter Sankt Petri aufging, sagte ich feierlich ja. Er war sehr erschrokken, wahrscheinlich hatte er nicht damit gerechnet. Da küßte ich ihn. Es war eine zauberhafte Nacht, aber sehr anstrengend.«

Wir gingen zu den anderen Gästen. Marius fischte mich aus der Gesellschaft und zog mich in den Wintergarten. Er sah so glücklich aus, daß ich ihm gern etwas angetan hätte. Ich hatte Mimosenduft wirklich satt. »Warum hast du sie eigentlich geheiratet, in all ihrer Verlogenheit?« fragte ich. Er pflückte eine der gelben Blüten ab und steckte sie in das Knopfloch meines Smokings. »Weil sie«, sagte er, »das Fingerspitzengefühl für den richtigen Zeitpunkt hat.«

Oppenheimer in Paris

Der große amerikanische Atomphysiker hält sechs Vorlesungen an der Sorbonne, der berühmten französischen Universität.



Robert Oppenheimer. Er leitete die Konstruktion der ersten Atombombe. Sein Gesicht ist selten entspannt. War die Verantwortung, die er zu tragen hatte, zu groß?

Der amerikanische Atomphysiker Robert Oppenheimer, der ›Vater der Atombombe‹, ist in Paris eingetroffen, um an der Sorbonne eine zweimonatige Vorlesung über die ›Elementarteilchen in der Materie‹ zu halten. Einer der größten Hörsäle der Pariser Universität ist für die Vorlesung vorgesehen. Er wird nicht ausreichen, alle die zu fassen, die diesen Mann hören wollen. Ist es nur der große Atomphysiker, der sie interessiert? Oder ist es die schillernde Persönlichkeit eines Menschen, der nun wirklich die Konstruktion der beiden bisher einzigen Atombomben verantwortlich leitete, die auf Menschen abgeworfen wurden? 1945 wurde er als Chef der amerikanischen Atom-Energie-Kommission abgesetzt, weil er in den Verdacht geriet, kommunistische Querverbindungen zu haben. Er selbst sagt, daß es seine Abneigung gegen die noch viel schlimmere H-Bombe war, die ihm diesen Verdacht einbrachte. Andere wollen wissen, daß es nicht nur humanitäre, sondern auch persönliche Gründe waren, die ihn gegen die Konstruktion der H-Bombe und Professor Teller kämpfen ließen.

Auf jeden Fall ist der heute 53jährige Gelehrte, der von einem deutschen Vater abstammt, ein Beispiel dafür, wie wissenschaftliche Beschäftigung mit der militärischen Anwendung der Atomenergie in Verstrickung und Verdächte führt. Oppenheimer ist für viele Menschen zur Verkörperung dieses tragischen Schicksals geworden. Freunde schildern ihn als einen universell gebildeten Gelehrten, der in seiner Freizeit Thomas von Aquin und Proust liest, der sieben Sprachen spricht und weltfremd und ehrgeizig zugleich ist. Sein Gesicht drückt eine geradezu bestürzende Sensibilität aus, eine Empfindsamkeit, die im krassen Widerspruch zu dem Maß an Verantwortung steht, das er zu tragen hatte und vielleicht einmal wieder tragen muß.

p. h.



Der Professor — rechts am Tisch sitzend — und seine Schüler in Paris. Zum ersten Male in der Geschichte der Sorbonne mußte man wegen des großen Andrangs der Zuhörer Eintrittskarten für Vorlesungen ausgeben.

Fotos

Der amerikanische Physiker in den Straßen von Paris. Es ist seine Tochter, die e anlächelt und der es vielleicht zu verdanken ist, daß sein zergrübeltes Geleh tengesicht einen Augenblick gelöst erscheint — frei von allen belastenden Sorge

Mach's schmackhaft- nimm Libby's

Kuchenbacken mit der Libby-Familie:

FEINE OBSTTÖRTCHEN NACH LIBBY'S ART

Wenn Mutti Kuchen bäckt, stehen Klärchen und Fritzchen, die beiden Naschkatzen, immer dabei. Klärchen will ja auch Hausfrau werden und paßt deswegen besonders gut auf. Etwas weiß sie schon: Bei Mutti kommt Libby's an den Hefekuchen und an den Mürbeteig und an viele andere Torten, denn Libby's macht jedes Gebäck besonders zart. Heute hat Mutti Törtchen gemacht, die mögen die beiden am liebsten:

REZEPT: 250 g Mehl, 6 Eßlöffel Libby's mit etwas Zitronensaft verrührt, 100 g Butter und 1/4 Teelöffel Salz. Das Mehl sieben Sie auf ein Brett und machen in der Mitte eine kleine Mulde. Libby's und das Salz geben Sie hinein, und die Butter verteilen Sie in Flocken auf dem Kranz. Nun arbeiten Sie das Mehl mit der Butter langsam unter die Libby's und kneten den Teig gut durch. Nachdem der Teig eine halbe Stunde geruht hat, drücken Sie kleine Förmchen daraus und backen sie goldgelb. Diese knusprigen Törtchen belegen Sie mit süßem, frischem oder eingemachtem Obst.



Nahrhaft und bekömmlich ist Libby's und so schmackhaft! Überzeugen Sie sich selbst: Reine, echte Libby's – das ist etwas Gutes! Und natürlich Libby's immer zum Kaffee!



Libby's fliesst so sahnig!